



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Marl.

N^o 43.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Lösliche Bande.

Roman

von

B. A b a.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Erstes Kapitel. Weinlese.

Tief in den Lehmhoden eingeschnitten fließt die Maros hin, ihre trüben Fluten wälzend. Aus dem Hügel-land haben Gießbäche weite Strecken herausgerissen und breite Gräben gebildet, die jetzt trocken sind, denn es ist Weinlesezeit; die so gebildeten hohen Kegel, welche von Weitem aussehen, als wären sie Felsen, bestehen aber aus Lehm, aus nichts als Lehm, so tief man gräbt. Mit Vorliebe haben sich die Bewohner des Marossthal's auf den Gipfeln dieser Kegel angesiedelt, haben Dörfer, Herrenhäuser dort gebaut und treiben Nebenzucht an den sanft zum Flusse hinabsteigenden Böschungen, Acker- und Wiesenbau in der weiten Ebene, die der Fluß nilartig befruchtet und versengt zugleich, denn fruchtbar ist der Boden wie jener Aegyptens, aber ungesund wie das italische Tiefland.

Auf einem solchen Hügel liegt ein Dorf und mitten inne steht das Haus des Grundherrn, ein weitläufiges Gebäude mit großem Vorhofe, der sich gegen die Maros zu abdacht. Oben steht das Wohnhaus, rechts sind die Pferdestallungen, links Scheune und Ställe für das Hornvieh.

An die zwanzig Reiter saßen zu Pferde, etwa acht davon hatten ein gutes Ansehen; sie trugen eine Lederhosen und Stappentiefel, hatten große Hef-

peitschen in den Händen und ritten vortreffliche, große Pferde. Weniger schön beritten waren die Andern; doch zeigten auch ihre kleinen Pferde viel Feuer, und die Reiter saßen fest und gewandt im Sattel, obgleich sie nicht so jagdmäßig kostümiert waren wie jene. Mehrere der Letzteren führten an langen Schnüren Windhunde, die sich sehr mit eingezogenen Schweifen zwischen den Pferdefüßen durchwandten. Mehr Windhunde führten aber die Jungen gekoppelt mit sich, und diese zogen mit aller Kraft an den Leinen, so daß die Burtschen zu thun hatten, sie zu halten und nicht selbst umgerissen zu werden.

In der Veranda, welche sich um das Haus herumzieht, standen viele Frauen, meist sehr schöne Gestalten, in leichter Morgentracht und sprachen mit den Reitern, die auf etwas zu warten schienen.

Im Hofe hatte sich das Gefinde gesammelt; viele Wagen der Gäste des Hauses standen in der Mitte des Hofes. Das zahlreiche Volk des Geflügels trieb sich zwischen ihnen herum, und manch' kecker alter Haushahn krächte stolz vom Kutschenbock herunter, während die Enten schnatterten, die Truthähne zürnend ihr Rad schlugen und die Gänse sich erstaunt anblickten ob dieser Störung in ihrer Domäne.

Den Hügel herauf durch das große Thor zogen lange Reihen von kleinen Leiterwagen, die in allen Fugen krachten, wenn die vorgespannten nackten schwarzen Büffel von ihren Treibern mit der Mistgabel gemahnt wurden und einen kräftigen Ruck nach vorne machten, um dann wiederkäuend und mit dem

blöden Auge vorwärts blickend in ihren langweiligen Gang zurückzufallen.

Man führte die Traubenmaische durch den Hof in das Preshaus, das hinter der Scheune lag. Die walachischen Knechte in ihren Sandalen, breiten Hüten, Gürteln und langen Haaren schrien ihre Thiere doppelt heftig an, als sie in den Hof einfuhren — der Herr sollte ihren Eifer loben.

Jetzt brachte ein Stallknecht einen Napfen von ausgezeichnete Schönheit heraus. Die Augen glänzten, jede Aber sah man an seinem edlen Halse, und die Müstern öffneten sich dunkelroth.

Fast zu gleicher Zeit erschien die Tochter des Hauses auf der Veranda; sie trug ein schwarzes Amazonenkleid und einen kleinen ungarischen Hut, den sie ganz einfach aufgesetzt hatte, ohne sich die Augen zu verdecken. Um den Hals trug sie ein hochrothes Band und auf dem Hute eine rothe Feder.

Ihr Erscheinen brachte das ganze Jägervolk in Bewegung.

„Endlich!“ sagte eine Männerstimme vom Pferde herab.

Ida, so hieß die Tochter des Freiherrn von Marosfalvy, lachte laut auf, schlug mit der Reitgerte einen Windhund, der ihr im Wege stand, daß er heulte, stieg auf das Knie des Reitknechts, der sich hiezu niedergelassen hatte, schwang sich schnell in den Sattel, und ehe sich die Gesellschaft in Bewegung setzen konnte, war sie zum Thor hinaus, ihr nach stürmten die besten und jüngsten der Reiter.

Der Staub wirbelte auf, und alle Dorf Hunde bellten und rannten nach; man sah bald nichts, als eine dicke, schwere Wolke von trockenem Lehmfanbe.

Zweites Kapitel.

Landleben.

Es war ungefähr zehn Uhr Vormittags, als die Jagdgesellschaft das Haus verließ. Die Damen, welche zurückgeblieben waren, sahen den dahinstürmenden Reitern eine Weile nach, verließen dann die Veranda, um von einem erhöhten Punkte des Gartens aus die Ebene zu überschauen, in welcher „gehetzt“ werden sollte; aber die Sonne stand ihnen gerade gegenüber und blendete so sehr, daß man den Versuch bald aufgab, den Verlauf der Jagd zu verfolgen.

Eine nach der Andern verlor sich, und bald sahen Alle in ihren Zimmern, die kurze Zeit der Ruhe genießend, welche durch die Abwesenheit der Herren in die Weinlesefeste gekommen war.

Unter den Gästen befand sich auch Frau Ilka von Taroczi, eine damals gefeierte Schönheit. Damals! Es fällt diese Geschichte noch in das Jahr 1847, in die Zeit der demokratischen Bestrebungen und aristokratischen Geltung, in die feudale Zeit, wo Besitz die Menschen in Klassen gliederte und wo die Aristokratie als Vertreterin der modernen Ideen von Gleichheit auftrat und die Bewegung vorbereitete, die sie vernichten sollte.

Ilka saß in ihrem Zimmer auf den Divan hingestreckt, nachlässig und unruhig zu gleicher Zeit. Sie hatte ihren Kopf auf die schöne weiße Hand gestützt, über welche eine Fülle von schwarzen Locken

herabfiel, die ihr blaßes, etwas mageres Gesicht fast verdeckten. Sie bemühte sich vergebens, ihre Haare zurückzustreichen, immer fielen sie wieder nach vorwärts; als ob sie dieses Spiel langweile, stand sie plötzlich auf und setzte sich zum Klavier, einem älteren Instrumente, das in ihrem Zimmer stand, obwohl sie hörte, daß man nicht weit von ihrem Gemacht entfernt auf einem sehr guten Flügel Ghardas spielte. Vielleicht hatte sie auch dieser Ghardas beirrt. Sie griff in die Tasten, aber sie spielte sehr stümperhase und fand die Akkorde nicht zusammen. Es war ganz wirres Zeug, das da zu Tage kam. Ilka von Taroczi war gar nicht musikalisch, ihr fehlte vorerst das Ohr und dann fehlte ihr die Technik. Warum spielte sie jetzt, jetzt in fremdem Hause?

Zwei oder drei Gemächer von ihr war Karoline Baroni von Szenta einquartiert, eine Verwandte des Marosfalvy'schen Hauses und Weinlesegast wie Frau von Taroczi selbst. Karoline spielte Ghardas. Lange Zeit hatte Herr von Taroczi in seiner Wahl geschwankt zwischen Ilka und Karoline. Als Mädchen waren sie gute Freundinnen gewesen, hatten oft über Taroczi gesprochen, ihn gewissermaßen höhneud ob der Unentschlossenheit, mit der er pendelartig bald zur Einen, bald zur Andern neigte; die Mädchen versicherten sich gegenseitig, daß sie nicht das geringste Interesse für ihn fühlten.

Taroczi war ein schöner Mann, ein Normalungar, schwarz, schlank, fein von Händen und Füßen, elegant und — wohlhabend. Seine Nase war römisch gebogen, der Blick seiner Augen schwärmerisch, fast sentimental. Er mußte den Frauen gefallen, obwohl ihm, dem Szekler, eine gewisse Ungeschliffenheit anhaftete, die er zu verschleiern suchte, die aber doch durchschlug, so oft Leidenschaft in's Spiel kam, und das geschah oft.

Er lebte in der Regel auf dem Lande, tief in einem Seitenthale, das sich in jenes der Kufel öffnet. Sein Vater war schon lange todt, und seit Nahren war er sein eigener Herr. Taroczi war ein guter Wirth, sah überall selbst nach, kam monatelang nicht aus dem Hause, machte keinen Aufwand und kaufte vom Ertragnisse noch Güter ein. Regelmäßig zweimal im Jahre ließ er jedoch seine vier Pferde anspannen und ging auf Ferien, alle Sorgen um Haus und Hof seinem Büro überlassend, einem alten, getreuen Diener des Taroczi'schen Hauses, der einen gewicksten Schnurrbart trug und nie ohne Tokos zu sehen war.

Dieser Hofrichter Namens Szabó Gyuri besaß ein bildhübsches Töchterlein, bei welchem Herr von Taroczi seine Abende zubrachte, wenn er daheim war. Ihr Name war Gzter, was schon andeutet, daß sie der protestantischen Kirche angehörte, welche auch jene der Familie Taroczi war. Der alte Szabó Gyuri, ein echter Puritaner wie fast alle Calviner seines Standes, ließ den Verkehr seines Herrn mit Gzter gewähren, nicht nur weil Taroczi sein Herr war und weil die jungen Leute seit frühesten Jugend Spielgenossen gewesen, sondern weil er wußte, daß er sich auf Gzter verlassen könne und weil er auch auf seinen Herrn baute und auf den gemeinsamen Glauben.

Die ganze Nachbarschaft ließ sich nicht nehmen, daß der méltoságos Taroczi er — seine Familie gehörte zu den Primipilen — Szabó Gzter zur Frau nehmen würde. Jedesmal trat dasselbe Gerücht mit Bestimmtheit auf, wenn Taroczi von seinen Ausflügen zurückkehrte, ohne Bräutigam geworden zu sein. Jedesmal, so oft er fortreiste, wurden die Leute wieder zweifelhaft; bald aber behoben sich diese Zweifel, denn der Herr saß ja wieder allabendlich bei Gzter.

Gzter war wirklich sehr hübsch. Sie hatte einen zarten Teint, fast durfsichtig, dunkelblonde Haare und Augen, die, an und für sich groß, die Fähigkeit besaßen, sich weit zu öffnen, sobald sie, angeregt, heftig sprach oder aufmerksam zuhörte. Von Mittelgröße, war sie sehr schlank, hatte kleine Hände und Füße und trug sich halb städtisch, halb ländlich, das heißt sie hatte lange Zöpfe und ein Vortuch, selten eine Kopfsbedeckung, es wäre denn gegen Unwetter jenen großen Shawl, den ihr Herr von Taroczi aus Pest gebracht hatte.

Vor beiläufig zwei Jahren war Taroczi wieder von seinen Irrfahrten nach Hause gekommen und gleich Abends zu Szabó gegangen.

Szabó Gyuri kümmerte sich um sein Hauswesen gar nicht, ja noch mehr; so wie er selbst der Verwalter von Taroczi's Gütern war, so war Gzter die Verwalterin der Szabó'schen Besitzungen; diese, wenn gleich nicht groß, reichten doch aus, das Haus zu erhalten, gaben selbst noch Ueberschuß. Zwei Büffelkühe versorgten das Haus mit Milch, und die Magd konnte täglich noch davon verkaufen. Außer den Pferden, welche die Herrenleute benützten, gab es noch Zgäspferde, die, zu Dreien gespannt, Ackerdienste thaten, auf der Post anshalfen und Gzter führten, wenn sie Besuche machte in der Nachbarschaft; der Geflügelhof wimmelte von Enten, Gänsen und Hühnern, deren Zucht Gzter alle Ehre machte, der Schweinestall war voll und rentirte gut, denn Gzter fütterte die Thiere mit reinem Türkenweizen, und der Speck, den sie verkaufte, gehörte zur gefuchten Waare.

Seit frühesten Jugend an die Wirthschaft gewöhnt, betrieb sie dieselbe nicht frauenmäßig — im Kleinen — nicht selbst handanlegend, sondern sozusagen mit dem Kopfe, eine Folge der Selbstständigkeit, in welche sie der frühzeitige Tod ihrer Mutter versetzt hatte.

Gzter hatte gar nichts gelesen als ihre Bibel; der Vater gehörte der alten Zeit an, verstand seine lateinischen Klassiker, rezitirte sie bei Gelegenheit, schrieb die Sprache der Römer ganz bequem, aber ihm fiel nicht ein, von der Tochter Anderes zu verlangen als Haushalt. Wenn die Tochter vor dem Schlafengehen das protestantische Gesinde zusammenrief und ihm eine Bibelstelle vorlas oder in ihrer Weise anslegte, so war das dem Alten sehr recht; Sitte und Ordnung ging ihm über Alles; wenn die Mägde ihre Psalmen sangen zur Zeit, wo er selbst schon müde im Bett lag, so ärgerte ihn manchmal der Lärm, nicht aber die Sache selbst, und endlich schlief er doch ein, ungeachtet der Gesänge oft bis Mitternacht wahrte; in früheren Jahren hatte er

selbst mitgesungen; aber seit seine Frau todt war, zog er sich zeitig zurück, und so lag Szabó Gyuri schon im Bette, selbst die Bibel lesend, als Taroczi zu Gzter kam.

Die jungen Leute grüßten sich. Taroczi setzte sich zum Ofen, auf dessen offenem Herde Niesensflammen brannten, stopfte sich aus dem Kostöf die kurze Pfeife und zündete sie an.

Es war so, als ob er gestern auch da gegessen wäre und nicht sechs Wochen auswärtig zugebracht hätte.

„Weißt Du,“ fing er an — Taroczi duzte Gzter, während Gzter ihn stets „gnädiger Herr“ nannte — „weißt Du, mein Mädchen, ich werde Dir jetzt etwas sagen.“

Gzter öffnete ihre blauen Augen weit und sah Taroczi an.

Taroczi aber redete nichts.

„Was werden Sie mir denn sagen?“ fragte sie nach einer Weile.

Taroczi kraute sich den Kopf. „Ich bin heute wieder enorm dumm,“ hob er nach einer Weile an, während welcher Gzter ruhig dageessen war, den rechten Ellenbogen in die linke Hand gestützt, die Finger der rechten Hand am Munde und die Augen weit geöffnet, „aber . . .“ Er schwieg wieder. Eine Menge von Bildern ging durch seinen Kopf, Ilka, Karoline staken darinnen; er sah sich, wie er auf dem Kasinoballe vor ihnen stand, bald vor der Einen, bald vor der Andern; er hörte, was er ihnen gesagt hatte, von Schönheit, von Glück; er sah sich selbst und an seinem Arme Ilka, Karoline, und der Kopf wurde ihm wirbelig wie vor zwei Wochen, wo er nicht wußte, solle er der Einen oder der Andern den Antrag machen, ihn zu heirathen.

Taroczi fuhr sich wieder durch die Haare, die, noch halb nach städtischer Weise geordnet, jetzt, wo er die Kuczma trug, weder natürlich lagen, noch den Scheitel zeigten, den der Friseur so hübsch zu machen gewußt.

„Wie soll ich Dir das nur sagen?“ fragte er plötzlich, mit dem Stuhle näher zu Gzter rückend. Gzter blieb sitzen — sie rührte sich nicht.

„Ich werde Dich heirathen,“ sagte er, seinem Gedankengange folgend, nachdem er eine Rauchwolke geschluckt hatte, die nach diesem Satze erst langsam aus der Kehle wiederkehrte.

Gzter blieb regungslos; ihre Finger spielten fast unbemerkt mit der Unterlippe, die Augen wurden noch größer. Taroczi hatte die Pfeife aus dem Munde genommen, sah sie starr an und wartete, was Gzter sagen würde. Gzter blieb etliche Minuten stumm, dann aber sagte sie leise, ohne ihre Stellung zu ändern: „Und warum gerade mich?“

„Weil ich will,“ sagte Taroczi.

„So!“ antwortete Gzter in langgezogenem Tone.

„Was soll das heißen?“ fragte Taroczi, indem er verlegen den Deckel der Pfeife öffnete und die Asche mit dem Finger hinabdrückte.

Gzter legte die Hände in den Schooß und gab einen Laut von sich, der weder Seufzer noch Lachen war, zwischen beiden aber lag der Laut.

„An wen haben der gnädige Herr gedacht?“ fragte sie, den Kopf zu Taroczi wendend.

„Ich?“ sagte Taroczi. „Wie kommst Du zu dieser Frage?“

„Können Sie denn wissen, ob ich Sie heirathen will?“ fragte Gzter lächelnd.

„Warum sollst Du mich nicht wollen? Das ist Unsinn; ich bleibe dann zu Hause; der Teufel hole dieses Meiseln — —“ stotterte Taroczi stoßweise heraus.

„Also keine Andere gefunden,“ meinte Gzter, halb leise in sich hineinredend, „aber der gnädige Herr irrt sich, ich heirathe Sie nicht.“

„Warum nicht?“ rief jetzt Taroczi laut und vom Sessel aufspringend.

„Ich will nicht und mir fällt gar nichts ein; zum Heirathen muß man lieben und ich kann gar nicht lieben, hab' keine Zeit dazu, und wenn Sie sich eine Frau suchen, so müssen Sie schon auswärts gehen, wie Sie's gewohnt sind.“

„Du bist böse,“ sagte Taroczi.

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete Gzter, „ich kann Sie gut leiden, aber Ihre Frau — das geht nicht, mir fällt nichts ein, und der Vater wäre gar nicht zu gewinnen.“

„Was geht das den Szabó Gyuri an — wenn wir wollen,“ fiel Taroczi schnell ein.

„Nun doch — ja, ja, doch, sehr viel,“ sagte Gzter still, die Hand wieder zum Munde erhebend.

Taroczi schüttelte den Kopf, zündete die Pfeife wieder an, indem er mit der Feuerzange aus dem Ofen ein Stück Glut nahm und es auf die Pfeife legte; dann rauchte er, ohne ein Wort zu sagen.

Der Ochsenknecht war eingetreten. Gzter gab ihm Befehle für den nächsten Tag; ihm folgte die Kuhmagd — auch sie erhielt ihre Weisungen; später stand Gzter auf, entschuldigte sich bei Taroczi, daß sie noch Geschäfte habe, und Taroczi gab ihr gute Nacht.

Täglich kam er wieder, nie redete er mehr von ähnlichen Dingen; nach einem halben Jahre reiste er fort, und als er dießmal heimkam, war er Bräutigam und etliche Wochen darauf brachte er Ilka in sein Haus.

Ilka war ein gut erzogenes Mädchen gewesen; ihr Vater, Baron Gszel, ein magyarisirter deutscher Huszärenoberst, hatte ihr eine französische Gouvernante gehalten, sie sprach die Sprache der Gallier gut und schön, tanzte vortrefflich, spielte alle Gattungen Kartenspiele, da sie zu Hause fast täglich hatte aushelfen müssen, konnte auch nähen und sticken, aber die Wirthschaft lag ihr ferne, weil ihr Vater nie Güter besaß, sondern von Renten gelebt und seine Tochter nach damals moderner Schablone erzogen hatte. Auch Ilka hatte ihre Mutter zeitig verloren, und theils in Wien, theils in Klausenburg war sie unter Gouvernantenzucht aufgewachsen. Während der alte Gszel ungarisch mit deutschem Accente redete, sprach Ilka deutsch und ungarisch mit französischem Anklange, galt aber für eine Ungarin, obwohl ihr Vater ein böhmischer Edelmann war und sie selbst im Pardubiger Numero zur Welt kam. Ilka, eine Schönheit, hatte bereits zwanzig Jahre erreicht, als Taroczi sie freite. Ein sehr hohes Alter für eine Siebenbürger Braut. Das erklärt sich sehr leicht und einfach.

Man pflückt ohne Anstand ein Weischen am Waldestrand, die Rose im Garten sich zu nehmen scheint sich Jeder.

Die Klausenburger Gesellschaft wunderte sich höchlich, als sie hörte, Ilka habe Taroczi zugesagt! Die Szekler hatten in Bezug auf soziale Bildung eben kein gar gutes Renommée, und von Taroczi meinte man, daß er zwar nicht mehr trinke und spiele als die Anderen, aber auch nicht weniger; das Verhältniß zu Szabó Gzter war natürlich ruckbar geworden, Ilka und Karoline selbst hatten davon gehört; es fiel Niemandem ein, ihm derlei übel zu nehmen, aber Niemand wußte zu erzählen, daß Gzter geheirathet habe, und doch schien es unvermeidlich, daß Gzter vor Taroczi hätte heirathen sollen; endlich brauchen Szekler Edelleute in der Regel wirkliche „Hausfrauen“, da sie nicht so reich sind, jeden ökonomischen Fehler mit Geld auszugleichen. Indes die Thatsache wurde anerkannt, und man verstand Ilka's Entschluß zuletzt noch besser als jenen Taroczi's.

Taroczi lebte mit seiner Frau in Szt. Erzebethfalva die Flitterwochen in vollster Zurückgezogenheit durch, ließ sich nirgends sehen, besuchte Niemanden und verkehrte nur mit Szabó Gyuri, der täglich früh in Geschäften erschien. Nach etwa zwei Monaten meldete Szabó seinem Herrn, daß Gzter Braut sei. Kovács Márton, der junge Prediger, habe um sie angehalten, und das Mädchen sei einverstanden.

Taroczi äußerte Freude, theilte Ilka mit, was er gehört, wünschte dem Alten Glück und versprach, Gzter selbst zu gratuliren. Er ging auch am selben Tag hinüber, fand Kovács bei Gzter, war eigentlich froh, sie nicht allein getroffen zu haben, scherzte mit den jungen Leuten und ging wieder fort.

Kovács Márton war ein hochgewachsener junger Mann, der in Berlin studirt hatte und von dort mit einem Christuskopfe zurückkam; aber die Sitte erlaubte es nicht, den Bart zu behalten; als er Prediger wurde, schnitt er ihn ab, und drei Viertel der Schönheit waren verloren. Zudem traten die rothen Nöschchen an den eingefallenen Wangen noch mehr hervor; er machte einen beängstigenden Eindruck. In der That, bald nach der Hochzeit überfiel ihn eine schwere Lungenentzündung und ein halbes Jahr nach der Vermählung war er todt.

Gzter zog wieder in's väterliche Haus, übernahm wieder die Wirthschaft, war noch ernster als früher, und man hätte glauben können, Alles sei ein Traum gewesen, wenn Gzter noch Zöpfe getragen hätte — aber diese waren der Haube gewichen.

Nach Kovács' Tode war Taroczi etliche Male Abends zu Gzter gekommen, auch Ilka hatte ihn zwei- bis dreimal begleitet; Gzter war aber sehr schweigsam, Ilka langweilte sich, meinte, daß Gzter herzlos sei, und Taroczi selbst fand nicht die frühere Bequemlichkeit im Umgange.

Inzwischen war Ilka Mutter geworden, sie hatte ein allerliebtestes Mädchen zur Welt gebracht, das jetzt, während Taroczi und Ilka im Hause Marosfalvy's die Weinlese feierten, der Oberaufsicht Gzter's anvertraut war, die fast den ganzen Tag im Herrenhause zubrachte, Amme und Kindsfrau zu überwachen.

Drittes Kapitel.

West und Ost.

Frau von Taroczi saß noch am Klaviere, klimpernd und denkend, denn eben gestern hatte ihr Mann Karolinen auffallend den Hof gemacht, und diese auf Taroczi's Bitten endlich denselben Csardas gespielt, den sie jetzt wieder zum Besten gab, als es an ihrer Thüre pochte und Graf Ferencz von Dszlopy hereintrat, ohne das „Szabad“ abzuwarten.

Unwillkürlich entschlüpfte Ilka ein „Ah!“ Sie blieb sitzen, wie sie war, die Hände auf den Tasten, und ihr Instrument klang den falschen Akkord nach, den sie in der Hast angeschlagen hatte.

Graf Dszlopy legte den Hut auf's Klavier, trat näher, sagte ungarisch: „Guten Tag“, fuhr aber deutsch fort: „Niemand ist sichtbar im Hause, die Herren sind fort, die Tochter ist ausgeritten. Sie müssen mich jetzt bei sich dulden.“

Ilka zuckte mit den Achseln und fragte: „Woher kommen Sie? Ich glaube Sie in Paris.“

„Ich muß sofort nach Hause, der alte Vetter Adam verkauft wieder Güter; ich will sie einköfen, da sie von meiner Familie stammen; ist das geschehen, so gehe ich nach Paris zurück — was macht Miska?“

„Er ist fortgeritten — Alle sind fort; aber Sie wissen es ja, warum fragen Sie noch?“ Sie stand auf, klappte den Deckel des Klaviers zu und setzte sich auf das Sopha.

„Wer spielt da neben Ihnen?“ fragte er.

„Das wissen Sie auch,“ antwortete Ilka, „den Csardas haben Sie schon hundertmal gehört.“

„Ja wirklich, sie spielt ihn schon lange,“ antwortete Graf Feri und lachte, setzte sich Ilka gegenüber auf einen alten Lederfauteuil, die Füße weit von sich streckend.

Graf Feri war Mitglied des Schutzvereins gewesen, aber Alles, was er an sich hatte, stammte aus Paris, damals weit mehr als jetzt die Quelle aller Mode, welche noch nicht mit Dampfseile den Weg durch das civilisirte Europa zurücklegte, sondern aufgesucht sein wollte, um gefunden zu werden. Alles war aus Paris, was nicht etwa aus London gewesen, denn schon begann die englische Hauptstadt der französischen Konkurrenz zu machen, schon hatte Graf Szechény begonnen, das Lob englischer Verfassung und englischen Lebens und Wirkens zu singen und den Versuch zu machen, sein Volk, sein aristokratisches Volk mit den demokratischen Ideen der englischen Aristokratie zu befreunden; anstatt der engen Röcke weite zu tragen und auf englischen Nennpferden oder schottischen Ponies zu reiten; nach London zu wallfahrten und englische Bärte zu tragen und über „Kredit, Steuern u.“ zu schreiben. Sonderbar genug fielen diese englischen Bestrebungen mit der Zeit des Schutzvereins zusammen, der die ungarische Aristokratie genöthigt hätte, Kalinatusch zu tragen und ungarische Cigarren zu rauchen — was Niemandem einfiel.

Um alle diese Dinge hatte sich Graf Feri nie gekümmert. Seine Familie zerfiel in zwei Linien; die jüngere, welche Graf Adam repräsentirte, und

die ältere, deren Chef Feri schon mit zwanzig Jahren war. Wie das oft geht, war auch in dieser Familie die ältere Linie fast ganz verarmt. Feri's Vater, ein sehr schöner Mann und selbst im Alter noch ein *mangeur de coeurs*, hatte nahezu immer im Auslande gelebt — bald in Wien, bald in Paris, bald in den Bädern Deutschlands oder in der Schweiz. Ueberall hielt er großen Train, überall erwies er dem *corps de ballet* die größte Aufmerksamkeit, überall gab er Geld in Massen aus.

Lange, räthselhaft lange trieb's der alte Herr so, bis das künstliche Gebäude seines Credits zusammenbrach. Es gab einen gewaltigen Sturz und der alte Graf Ferencz erschien auf seinem letzten Gute, das kaum mehr ein Gut genannt werden konnte, denn alle Aecker waren verpfändet, nur die Kurie und der kleine Garten neben ihr waren noch sein Eigenthum. Graf Ferencz zählte damals ein- undsiebenzig Jahre. Ein Wust von weißen Haaren, wohlgeschheitelt, der schneeweiße dicke Schnurr- und Knebelbart, die hohe, schlankte Gestalt, die kräftige Faust, der feste Gang, die stramme Haltung — Alles zeigte, daß diese Natur noch nicht erschöpft war. Anfangs fügte er sich in das Leben, das nahezu an Nothstand streifte; man ließ ihm auch noch kleine Beträge, und sein treuer Diener, der alte Jozsi, hatte bei ihm ausgehalten; aber nach einem halben Jahre fand man Jozsi erhängt im Stalle und Tags darauf erschoss sich Graf Ferencz im Bette. Graf Feri, zwanzig Jahre alt, war in Berlin auf der Hochschule. Als er, der von seinem Vater bis vor kurzem reichlich mit Geld versehen worden war, vom Tode des Vaters Nachricht erhalten hatte, kehrte er nach Hause zurück und überblickte bald die Lage der Dinge. Ohne sich bei seinen Verwandten sehen zu lassen, verschwand er; der Kutscher des früheren Gutspächters hatte ihn bis Kronstadt geführt, Trinkgeld erhalten — sonst wußte man nichts. Volle acht Jahre hörte man nahezu nichts von ihm. Man wollte ihn in Paris, in Baden-Baden und noch sonst gesehen haben, aber kein Siebenbürger oder Ungarländer konnte sich rühmen, mit ihm gesprochen zu haben.

Während dieser Zeit hatte Graf Adam, der Chef der jüngeren Linie, ein Leben begonnen, das dem seines Veters Ferencz auf's Haar gleichsah. Nach vier bis fünf Jahren begann er schon Güter zu verpfänden, die im Beginne von Juden genommen wurden. Bald aber erschien ein fremder Agent, welcher sehr hohe Preise bot und konsequent die Güter des leichtsinnigen Grafen Adam in Pfand nahm; später löste er auch Pfandgüter des verstorbenen Grafen Ferencz ein, und als nach acht Jahren Graf Feri das erste Mal nach Siebenbürgen zurückkehrte, zeigte es sich zum Staunen Aller, daß Feri der Käufer sei. Man erzählte sich Allerlei; aber ihn zu fragen hatte Niemand den Muth, und er selbst redete darüber nichts. Natürlich war Feri überall gerne gesehen, ging auch überall gerne hin, machte aber keinen Aufwand, blieb nie lange im Vaterlande, dem er sich entfremdet hatte, sondern lebte wieder in Paris, London, Hamburg, Wiesbaden und Wien; in den großen Städten hatte er

kleine Absteigequartiere ziemlich bescheidener Art, aber doch bequem genug; man forschte nach seinen Existenzquellen, brachte aber nichts heraus. In Paris wollte ihn einmal ein Ungarländer im Café gesehen haben, wo er Billard spielte; sein Partner war ein Engländer, und sie spielten die Partie um fünftausend Franken. Eine dichte Menge Zuschauer war um das grüne Brett gedrängt. Es wurde mit großer Aufmerksamkeit gespielt. Aber Feri war seinem Gegner sehr überlegen; Feri gewann die erste Partie; der Engländer trug ihm quitte à double an; Feri ging es ein, er gewann wieder, obwohl er überaus riskante Bälle spielte. Nochmals trug ihm der Engländer quitte à deux an, die Partie ging daher um zwanzigtausend Franken. Ein Gemurmel ging durch die Zuschauer — der Engländer war gebadet im Schweiß.

Niemand zweifelte am Ausgange. Aber Feri spielte keinen Ball mehr so, wie es sein Interesse erheischt hätte; er machte nur Kunststöße und verlor.

„Er hat die Partie ihm geschenkt — das hat er absichtlich gethan,“ hieß es, und lächelnd legte Graf Feri das Billardgeld auf dem Tische nieder, zog den Ueberrock an und ging fort; auf dem Boulevard bestieg er einen Wagen, der auf ihn gewartet hatte.

Diese Anekdote fand Verbreitung. Man staunte über die Hochherzigkeit sowohl, als über die Geschicklichkeit Feri's, der, öfters interpellirt, stets behauptete, daß man ihn verkannt haben müsse, jedoch zugestand, daß er ein guter Billardspieler sei und gerne spiele.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der neuen deutschen Lyrik.

Gedichte

von
H. Plaj.
(Ungedruckt.)

Sommerabendglocken.

Sommerabend sanft und mild
Breitet seinen Schleier
Ueber dämmerndes Gefild,
Ueber Busch und Weiher.

Leise rauscht die weiche Luft,
Wie mit zartem Flüstern
Zieht der holde Blütenduft
Durch die dunklen Rüstern.

Tränmend schwankt das schlanke Ried,
Scheues Nachtgestügel
Wie ein dunkler Schatten zieht
Ob dem hellen Spiegel.

Schweigend schlummert Flur und Wald,
Nur mit leisem Klange
Fernen Glückleins Ruf erschallt
Andachtsvoll und bange.

Wie ein ernster Mahnruf dringt's
Durch die stillen Lüfte,
Wehmuthsvolle Kunde bringt's
Aus der Ruh' der Grüfte.

Klinge freundlich, frommer Klang,
Müdem Herzen zu,
Einst ertönt auch mir dein Sang,
Ruft auch mich zur Ruh'.

Gute Nacht, mein Gretchen!

Ich seh' in deine Augen,
Mein liebes, trantes Kind,
Und seh' mit frohem Stammen,
Wie tief und schön sie sind.

In deine kleine Seele
Blick' ich durch sie hinein
Wie in ein klares Wächlein
Im hellsten Sonnenschein.

Noch hat kein wider Schauer
Den Spiegel dir getrübt,
Kein Menschenherz dich heißer
Als Vaters Herz geliebt.

Ach, könnt' ich immer schirmend
Und schützend vor dir steh'n,
Dein Lockenköpfchen hüten
Vor wilden Sturmes Weh'n!

Wenn einst des Schicksals Tücke
Kreuzt deine Lebensbahn,
Dein kleines Herz erzittert
Vor unheilvollem Wahn,

Mög' dann das Vaterauge
Nicht fehlen deiner Ruh',
Und Mutterhände segnend
Dein Bettchen decken zu!

Nun geh', mein trantes Herzchen,
Und schlafe sanft die Nacht,
Noch lebt dein Vaterauge,
Hält treulich für dich Wacht.

Kinder der Flamme.

Roman

von

Günther von Freiberg.

(Schluß.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Janthe.



„Anerkennung, Mylady!“

„Lord Byron?!“

In seinem Anruf vibrirte Schüchternheit, anbetende Demuth und Glückseligkeit.

Liebtlich erglühend und gleich darauf leicht erblaffend, blickte das junge Mädchen auf. Byron's Name klang von ihren Lippen wie ein mühsam erstickter Freudenschrei; ihre Augen voller Stolz und Sanftmuth hatten einen fast triumphirenden Ausdruck, wie ein großes, unerwartetes Glück ihn verleihet.

Beide, er und sie, empfanden die heftigste innere Bewegung, allein sie lebten in Kreisen, wo äußerliche Etikette jede Wallung zu beherrschen versteht, somit war er um eine artige Anekdote nicht verlegen, und Lord Oxford's Töchterlein blieb ihm keine Antwort schuldig.

Schnell entspann sich ein Gespräch ohne banale Vorstellungsceremonien, ohne drückende Salonluft.

„Auf Ihrem Gebiete, Mylord! ertappt durch den Schlossherrn selber,“ scherzte sie, „auf Waldfrevel ertappt!“ Sie hielt den duftigen Zweig in die Höhe. „Werde ich gepfändet werden?“

„Wohlan, Mylady,“ entgegnete er mit ritterlicher Galanterie, „eins Ihrer seidnen Haare schlang sich um den Jasminzweig, gönnen Sie es mir und lösen Sie sich damit aus.“

Sie sagte nicht Ja, nicht Nein; ihr zarter Busen hob und senkte sich rascher unter der dünnen chinesischen Seide.

Byron nahm das lange, weiche Frauenhaar und umwand viele Male seinen Ringfinger damit, es glänzte an seiner wundervoll geformten Hand wie ein Reifen dunklen, gesponnenen Goldes; unwillkürlich drückte er die Lippen darauf, doch es lag in dieser Huldigung keine Spur von Keckheit, sondern die Echtheit und Einfachheit, mit welcher sich einst Chastelard dem Dienste seiner weißen Königin, Maria Stuart, weihte.

„Die Fee Morgane,“ sagte er, „steckte ihren Ritters den Verjüngungsring an den Finger.“

„Und reichte ihnen die Krone des Vergessens,“ fügte Nancy hinzu. „Sie, Mylord, bedürfen weder des einen, noch des andern Talisman —“

„O gütige Fee, täuschen Sie sich nicht über mich!“ versetzte er traurig. „Nur scheinbar bin ich jung; mein Herz ist enttäuscht, weh und müde, und mein

kurzes, verfehltes Leben enthält Vieles, allzu Vieles, was ich in Lethe versenken möchte.“

Sie heftete den sonnigen Blick auf ihren dunkel-lodigen Nachbar, und alle Bangigkeit war von ihr gewichen; sie fühlte sich neben ihm in ihrer Sphäre, der Ton seiner Stimme klang herzverwandt, überzeugend.

Sie wußte, dieser eine, unwiederbringliche Moment würde nie wiederkehren, wenigstens nie so unentweicht, so rein und beglückend als echtes Geschenk der Götter.

Ihr übervolles Herz konnte nicht schweigen, es mußte die Gunst des Augenblicks benützen und sich in Worten Luft machen.

„Ueberreich begabte Sterbliche, wie Sie, Mylord, sind immer nur relativ glücklich,“ sprach sie mit edler Wärme und dem unbewußten Liebreiz, der gleichsam von ihr ausstrahlte. „Ich bin durch einen glücklichen Zufall die Schwester Ihres Freundes, Sie sind für mich kein Fremder; daher möchte ich so gerne — doch nein! Wer bin ich unbedeutendes Mädchen, ohne Einfluß, daß ich es wage —“

„O, würdigen Sie mich Ihrer Theilnahme, Lady Nancy! Seien Sie mein guter, süßer, erbarmungsvoller Engel! Weibliche Herzen träufeln des Samariters Del und Wein in die wunde Brust. Gesegnet sei der helle, blühende Tag, die hohe, goldene Stunde, welche uns wie durch ein Wunder vereint!“

Mit feinem Tactgefühl vermied Byron, der Scheidewand zwischen ihm und Oxfordhall zu erwähnen, er wollte dem großmüthigen Mädchen peinliche Verlegenheit ersparen.

Sie reichte ihm dankend ihre feine rosige Hand, deren Finger指尖 er demüthig an die Lippen führte; ein wehevolltes Glück durchzitterte sie, das ihr die Sprache raubte, sie wendete sich von ihm ab mit stockendem Athem, aber sie rang nach Fassung, denn sie hatte ja eine bedeutungsvolle Sendung zu vollziehen.

„Ich möchte so gern einige Sonnenstrahlen auf Ihren Pfad werfen,“ sagte sie mit seelenvollem Blick und eindringlicher Stimme. „Sie sind ein Dichter, Mylord, weßhalb unterschätzen Sie die Gottesgabe der Poesie?“

Er ließ sich neben ihr auf die Moosbank unter einer majestätischen Rothbuche nieder.

„Die Kritik, Mylady, zerfaserte meine ersten Versuche in Staub und bewies mir, daß ich nichts geleistet hatte,“ gab er melancholisch zurück.

„Wären die Lieder eines Minderjährigen aus dem traditionellen Dachstübchen hervorgegangen,“ rief

Nancy lebhaft, „so hätte man Sie vermuthlich als einen zweiten Chatterton begrüßt; gegen den Aristokraten machten die kritiker Opposition wie anfangs immer; aber dieß darf einen Lord Byron nicht entmuthigen. Vernehmen Sie: in der Bibliothek zu Dyfordhall hängt eine alte Kopie nach Anibale Caracci: ein schöner, lächelnder Jüngling nimmt seinen Flug durch das Aetherblau, auf beiden Armen trägt er grüne Ruhmeskränze, sie den Auserkorenen zuzuworfen aus seiner Höhe, und ich sage mir immer vor diesem inspirirten Gemälde: ‚Das ist George Gordon Byron's Genius!‘“

Tieffinnend lauschte er ihrer sanften und feurigen Redeweise, in seiner Dryas eine Egeria erkennend.

„Aber um mit Lust zu singen,“ fuhr sie gesteigert fort, „um der Welt alle Seelenmysterien zu erschließen, allen Zauber, alle Trunkenheit der Phantasie, dazu müssen Sie die Flügel ausspannen und nicht an der Scholle haften bleiben! Reisen müssen Sie, Mylord, reisen, neue Horizonte kennen lernen, denn Poeten sind bekanntlich Zugvögel, sie lieben den Raum, den Aether, das Meer, die Unendlichkeit! Selbstvertrauen fehlt Ihnen, nur dieses, denn Sie besitzen all' die glänzenden Fähigkeiten, um stolz sagen zu dürfen: ‚Ich bin groß — ich vermag etwas!‘“

„Und wenn Sie sich täuschten, Muse mit dem Engelsherzen?“

„Das ist nicht möglich!“ rief sie flammend. „Arthur entwendete Ihnen manch' dichterisches Fragment; lassen Sie mich's bekennen, daß ich seit geraumer Zeit Ihre Seele belausche! Nächst las mein Bruder in kleinem Kreise Verse von Ihnen und sagte scherzend, sie wären von ihm. ‚Dann, bester Arthur,‘ entgegnete Lord Woodhouselee, der zugegen war, ‚dann wären Sie ein größerer Sänger als sämtliche Lyriker und Epiker unserer Seeschule,‘ und Lord Holland setzte hinzu: ‚Dieß ist der Augen-ausschlag eines erwachenden Genies!‘“

Byron's Augen bligten; weite, weltweite Perspektiven öffneten sich plötzlich vor ihm. „Hinaus in den Kampf!“ rief es in ihm, als Wiederhall ihrer Worte, dennoch war er nicht ganz frei von einem gewissen Mißtrauen. Wie, wenn Janthe nur schmeichelte? Doch nein, sie war keine leichtfertige Phantastin, sie war ernst und ehrlich wie eine Seherin, wie eine Heroine; sie stand ihm höher als eine Staubgeborene!

„Warum treten Sie leuchtende Edelsteine in die Erde?“ unterbrach sie sein Nachdenken; „warum gönnen Sie Ihren Mitmenschen nicht die Freude daran? Sie lieben nicht die Welt!“

„Die Welt liebt mich nicht,“ antwortete er heftiger, als er bis jetzt gesprochen hatte.

„Geben Sie ihr ein unsterbliches Gedicht, intimer, Kühner, seelisch-vertiefter, als Spencer und Sidney fangen, und die Welt wird Sie vergöttern!“

George legte die Hand über die Augen; war es denn denkbar, daß dieß nicht Alles Traum war wie unter den Jasminbüschen am Teiche? Durfte er daran glauben, daß die Tochter seines strengen Widersachers an seiner Seite saß, ihm den Rettungsanker wies, ihn zu erheben aus geistiger Gesunkenheit? Ja, ihr Athemhauch streifte seine Wange,

der Wohlgeruch von tausend Blumen drang auf ihn ein, mit entzückter Andacht weifte sein Blick auf der „Dryas“, deren Geist ebenso süß, zart und adelig gebildet war wie ihr Aeußeres. Unbegrenzte Seligkeit durchströmte ihn, neues, überraschendes Empfinden, wie es die Seligen des Elysiums auf den Wiesen von Asphodil himmlisch erquickt.

„O Gott, Lady Nancy, wer möchte nicht jeden Versuch wagen, nicht den kühnsten Anlauf nehmen, sobald eine Wegnadete, wie Sie, heruntersteigt aus idealen Sphären! Ja, während ich Ihre Stimme vernehme, fühle ich Kraft in mir, mit Sternen aufzuleuchten, und vielleicht — doch nein, ich wage nicht, Ihnen eine Bitte vorzutragen.“

„Sie sei gewährt,“ sagte sie mit unendlicher Sanftmuth.

„Mein erstes Lied von Bedeutung Ihnen zu singen, Mylady, darauf ginge all' mein Ehrgeiz hinaus! Wenn ich es unter Ihrer Regide in die Welt hinausenden dürfte, dann würde vielleicht der Schrei meines Herzens zu anderen Wunden, verkannten, verschmachtenden Herzen dringen; fürchten Sie nicht, daß ich Sie ostentatöserweise kompromittire und eine Widmung an Lady Nancy Harleigh auf das erste Blatt setze, — gestatten Sie mir, daß mein Erstlingswerk den Namen ‚Janthe‘ an der Stirne trägt!“

„Janthe?“ Erwartungsvoll schaute sie ihm in die Augen.

In kurzen, herzensechten Worten erzählte George seiner jungen Gönnerin von der Camee mit der Aufschrift jenes griechischen Mädchennamens, und daß Nancy's Profil dem lieben, feinen Köpfchen Zug für Zug gleiche.

Sie hörte ihm stillselig zu und ihr träumerisches Lächeln schien zu sagen: „Wir waren uns ja niemals fremd!“

Es war wie ein Ausruhen ihrer Seele an der feinen, in der Tiefe dieser beiden Naturen gab es eine wunderbare Uebereinstimmung, ihre Herzen hatten sozusagen dieselbe Klangfarbe, ihre Geister, aus einem Uratom entsprossen, zogen sich mächtig, unwiderstehlich an.

Er verschwieg ihr nicht sein Traumgesicht, die Sehnsucht, welche er seitdem nicht zu stillen vermochte. Nancy bekannte ihm ihrerseits in voller Unbefangtheit und Vertraulichkeit, aus den Blütenzweigen auf ihn niedergeschaut zu haben; vor dem Erwachenden jedoch und seinen heransprengenden Gefährten sei sie schon zurückgewichen.

Ihrer würdig werden! Von diesem Impulse getrieben, regten sich alle schlummernden Keime in der Brust des Jünglings. Nicht, daß er beabsichtigt hätte, die steinreiche Erbin heimzuführen, es kam ihm nicht in den Sinn, um Nancy wie um eine Erden-tochter zu werden, ebensowenig konnte zwischen ihnen von einer vergänglichen Liebshaft die Rede sein; Byron hatte in der muthigen, liebreizenden Nachbarin die Führerin und Schwester, die ihm bis jetzt gefehlt, erkannt, zu seinen ursprünglichen Idealen führte sie ihn zurück.

Wenn es unwahrscheinlich dünkt, daß Lord Byron bei seinem entzündlichen Temperament plötzlich zum Schwärmer und Platoniker werden konnte, dem sei

entgegnet: daß Menschen seines Schlages einer Hoheit der Anschauung, einer Allmacht, das heißt Selbstlosigkeit der Liebe fähig sind, wie ruhige, nüchterne Alltagsmenschen es nicht im entferntesten ahnen.

„Sie lieben die Länder des Mittelmeers und der Levante,“ nahm Lady Nancy das Hauptthema ihres Gesprächs wieder auf, „ich erfuhr es aus einzelnen abgerissenen Strophen, welche Arthur mir aus dem Gedächtniß recitirte, nachdem er in Newstead-Abbey gewesen war. Ziehen Sie nach dem Lande Homer's, nach Afiens geheiligtem Boden. Ich sah als Kind den griechischen Tempel zu Pästum in seiner vollendeten Reinheit und Schönheit, bei seinem Anblick fühlte ich mein Herz ahnungsvoll schlagen; zwar vermochte ich die Vergangenheit großer Völker noch nicht zu verstehen, dennoch fühlte ich mich freier, glücklicher im Anschauen dieser schlanken Säulen, dieser einfach edlen Formenpracht. O Mylord, geben Sie uns ein poetisches Reisetagebuch!“

„Werd' ich Ihren begeisterten Hoffnungen entsprechen? Ach, vielleicht wird nur Stückwerk zu Tage kommen, denn mein Geist ist Stückwerk, ich werde nie der Mann der geschlossenen Form wie Scott sein; ich weiß nicht einmal, was die Rezensenten unter Ausarbeiten verstehen! Allein Sie gebieten, hohe Muse, Janthe meiner Träume, Ihnen soll gehorcht werden, ich bin zur Pilgerfahrt entschlossen!“

Frohlockend rief Nancy: „Also ich habe Ihr Versprechen, Mylord! Sie reisen!“ und dankerfüllt blickte sie zum Himmel auf; es war ihr gelungen, frei vom Herzen weg mit ihm, an den sie insgeheim immer und immer dachte, zu sprechen, ihn anzufeuern für ein Leben, das ihm tiefgehenden, weitverzweigten Einfluß verschaffen mußte. Ihre stille, treue Liebe forderte nichts weiter von Gegenwart und Zukunft.

Nur die erste Jugend ist der Entfugung fähig und findet ihr Glück in einer Neigung ohne Besitz; später verfliegt der zarte Blütenstaub des Lenzes, da blühen schwülbustende Rosen und gleißende Tollkirichen an der Stelle des Weichens und Augentrostes. —

Nancy hatte über die verhängnißvolle Begegnung Zeit und Weile vergessen, endlich besann sie sich. Die Schidlichkeit forderte die Entfernung des jungen Mädchens, ihr kleiner Jockey zeigte sich hinter den Baumstämmen.

Aber noch ein zweites Anliegen brannte auf ihren Lippen; indessen sie verwirrte sich und schlug beschämt die Augen nieder, ohne sich zu entschließen, ohne passende Worte für jene Bitte zu finden.

George ängstigte sich vor dem Augenblick des Scheidens, eine wiederholte Zusammenkunft zu ersehen, widersprach seinem Bartgefühl, es hätte einem Stelldichlein geglichen, und er durfte nicht nach Oxfordhall!

„Mylord,“ begann die junge Lady, welche vorhin so überzeugend, so enthusiastisch gesprochen hatte, im leisen Tone fassungloser Verlegenheit, „bevor ich Ihnen Lebewohl sage, möchte ich Sie um die Gefälligkeit ersuchen, eine kleine Geschichte anzuhören; nur fürchte ich, Sie werden zürnen —“

„Lady Nancy!“ hätte er gesagt: „Zertritt mich

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 22.

mit Deinem kleinen Fuße,“ er hätte dabei nicht hingebender, liebevoller aussehen können.

Mit stockendem Athem sagte sie gedämpften Tones:

„Als ich kaum erwachsen war, kam oft ein wundervoll schönes Mädchen zum Besuch nach Oxfordhall; sie besaß ein stolzes, energisches und doch feines Gesicht, dazu einen männlich kühnen Geist, auch wählte sie bei lebenden Bildern und Charaden mit Vorliebe Knabenrollen: den Eudymion, den Maseppa; ich war dann immer ihre Geliebte.“

Byron errieth ohne Mühe, von wem Nancy Harleigh sprach; er ahnte, wo sie hinaus wollte.

„Sie war herrlich, eigenmächtig, von einer Großmutter verhätschelt,“ sagte die Liebe, verlegene Stimme nach kurzem Stillschweigen, „jeder Gehorsam, jede Fügsamkeit war ihr fremd, ich aber bewunderte das eigenartige Wesen und trieb geradezu Abgötterei mit ihr, die sich wenig um mich kümmerte. Wären wir Männer,“ sagte sie einst zu mir, „so wären wir frei und zögen in die weite Welt hinaus, aber Du bist nun so ein zerbrechliches, dummes kleines Ding.“ Sie besaß ein Medaillon mit dem Miniaturbild der abenteuerlichen Gräfin Southampton in Pagentracht und erzählte, wie die Gräfin dem Johann Otto Königsmark über's Meer in heiße Länder auf allen Feldzügen gefolgt sei.“

Wohl kannte George das Medaillon und das Miniaturbild!

„Mama sagte unserer schönen Freundin, daß der Günstling Karl's II. nur zu bald des reizenden Pagen überdrüssig gewesen wäre, ja endlich die Southampton verlassen habe, um einer reichen Erbin den Hof zu machen; thut nichts, ich beneide sie doch,“ lautete die Antwort.“

Wieder verstummte Nancy in der Ungewißheit, ob Byron ihr zürne; sie wagte nicht, ihn anzusehen.

Er aber kam der Pagen den männlich entschlossen entgegen, indem er sprach:

„Wenn mich nicht Alles täuscht, liebe, holde Fee, so fand Ihre Freundin einen Königsmark, — freilich einen minder brillanten, doch ebenso undankbaren, wilden, rauschlustigen Cavalier, der sich mit den meisten seiner Freunde duellirte, bevor sie sich ihm verbündeten als Gesinnungsgenossen. Wohl war es ein entschiedenes Unglück, an keinen Besseren gerathen zu sein. Aber glauben Sie mir, Blume der Reinheit, welche gegen rauhe Winde geschützt blieb, glauben Sie mir, jene Frauen à la Southampton, welche der Weltordnung spotten, haben ihre Lust daran, die gefährlichen Anlagen eines Mannes zum Schlimmsten zu entwickeln, statt sie zu veredeln, was ja so leicht wäre! Daher der Fluch excentrischer Bündnisse, daher die bittere Gefe zu Grunde des Taumelkelches! Ach, die Neue folgt immer zu spät!“

„Nein, Mylord, nein,“ fiel Nancy ihm in's Wort, und ihre Miene strahlte wie zuvor, „es ist nie zu spät, um Frieden zu schließen, ich meine: sich ohne Haß zu trennen! Jene Weiden, von denen Sie soeben sprachen, sollten die Kraft haben, versöhnt auseinanderzugehen, — nicht? Die Verirrte fände Mhl bei der Duldsamkeit und Treue. Mylord, alle fernere Verantwortung nehme ich auf mich!“

„Lady Nancy, — wie, Sie wollten —“

„Sie befreien und Flora Gordon rehabilitiren.“

„Ist's möglich? Miß Gordon sände in Ihnen —“

„Eine Schwester! Helfen Sie mir zur Erfüllung dieses Traumes.“

„O Lady Nancy, Sie sind größer als Ihr Geschlecht, Niemand ist würdig, den Saum Ihres Kleides zu küssen.“

George neigte sich über Nancy's Hand, sie aber blickte starr in den Wald hinein, dann stieß sie einen Freudenschrei aus: „Flora!“ riß sich los und stürzte auf eine Besäumte, in Thränen Zerfließende zu. „O liebe, liebe Flora!“

Die reuige Flora Gordon, welche George ängstlich suchend nachgeschlichen war, lag in Nancy's Armen.

Kaleb war todt. Edward's Cousine war auf-
erstanden. — —

Willenlos, wie ein Kind, ließ sich die Hochmüthige, Widerspenstige von der sanften, diskreten Nancy fortführen. Flora blickte nicht zu Lord Byron zurück; ohne Bögern, ohne Frage folgte sie, wie eine verlorene Seele dem wiedergefundenen Schutzengel folgt.

*

So hatte Lady Harleigh eingegriffen in Byron's Schicksal wie eine befreiende Gottheit, die schwärzesten Wolken durch einen Wink ihrer Hand zertheilend.

Dem schwülen Fiebertraum folgte ein glückverheißendes Morgenroth. George fühlte sich durch diese Begegnung und Ansprache von allen Schlacken gereinigt, ein hohes Wunder hatte die letzte Stunde an ihm vollzogen; er war nicht mehr eifersüchtig auf May, er grüßte und umarmte in Gedanken Charles, ihn beseele jene überwältigende Empfindung, für welche Schiller den wunderhohen Ausdruck: „Seid umschlungen, Millionen!“ fand.

Nach Newstead direkt heimzukehren fühlte er sich nicht aufgelegt, er schickte nach seinem Reitpferde und jagte dem Jägerhänschen zu, wo tagsüber Niemand einkehrte und die Einsamkeit störte; unter seiner Pilgereiche nahm er ein leichtes ländliches Mahl ein, schwelgend in Reiseplänen, staunend, daß die Welt ihm plötzlich so schön und gar nicht mehr stiefmütterlich erschien.

Der Wunsch zu sterben wich dem Drange nach „Licht, Liebe, Leben“.

Erst als der Tag sich neigte, ritt er heim. Die Wipfel über ihm glänzten in feurigem Golde, während erquickende Kühle aus der Erde Tiefen stieg; ihn freute der blaue Rauch der Hütten, sogar der Klang der Glocken von Hucknell.

Am Rande des weitausgedehnten Schloßsteichs hielt er sein Ross an. Das Wasser schien in momentaner Regungslosigkeit wie eine riesige durchsichtige Glasfläche. Horazius' Vers:

„O fons Bandusiae, splendidior vitro!“

kam dem ehemaligen Schüler von Harrow auf die Lippen.

Jenseits des Wassers erhob sich aus dunklen Baummassen die gothische, würdevolle Fassade der Abtei, ihre Zinnen im klaren Elemente spiegelnd. Die Scheiben der großen Spitzbogenfenster und Rosetten

glühten rubinroth, der imposante Bau, den einst Königswort hervorgerufen hatte zur Sühne übereilter Tödtung, schien von innen wie von außen durch bengalische Flammen erhellt.

An einem ähnlichen Abend malte später der Landschaftler Danby sein bekanntes reizendes Bild: Newstead-Abbey bei Sonnenuntergang.

John Hobhouse, der sich im Bade erfrischt hatte, kam dem heimkehrenden Reiter entgegen; war es der Rosenabglanz des Himmels, der George Byron's Antlitz gar so wundersam verklärte und verjüngte? Hobhouse traute seinen Augen nicht; er dachte an die aufregende Szene bei Tagesanbruch, an das verstärkte Aussehen des Freundes.

Letzterer rief unbefangen: „Hobby, gehst Du mit mir auf Reisen?“

„Wohin Du willst, George.“

„Topp! — nun, so rüste Dich. Aber es geht weiter als zu Deinem Zeus von Weimar.“

„Mit Dir nach dem ultima Thule!“

„Unser erstes Ziel sei Lissabon, dann über Malta nach Kleinasien.“

„Vogue la galère! Ein geschiedter Entschluß!“

Indem sich George vom Sattel schwang, überbrachte ihm der Postbote einen Brief von Charles, welcher außer flüchtigen Dankesworten eine schöne, noch ganz frische, zartblühende Grasart enthielt. Charles's Nachschrift lautete:

„Ich sende Dir dieß Büschelchen Asphodil, im hiesigen Treibhaus gepfückt, als Kuriosum. Wie oft haben wir uns, über die griechischen Klassiker geneigt, die Köpfe zerbrochen wegen dieser Olympospflanze! — Der Gärtner erhielt den Samen direkt von der Insel Cüböa.“

„Asphodelus,“ gedankenvoll sprach es George vor sich hin, „das memento mori der Griechen! Wäre es eine Mahnung des schönen, stillen Gottes mit gefenkter Fadel?“

Sechzehntes Kapitel.

Epilog.

Der düstere Novemberhimmel spannt sich wie ein schwarzes Bahrtuch über den Gottesacker von Hucknell. Schon fiel der erste Reif in das Immergrün, in den Epheu der Gräber, auf die Immortellenkränze der eisernen und steinernen Kreuze.

Bald wird Alles unterm Froste erstarren, Schnee die goldblinkenden Namen der Leichensteine unwirbeln und den Eingang zum Byron'schen Erbbegräbniß verwehen, — Schnee wird über das frische Grab daneben eine fleckenlose, schimmernde Hülle breiten bis zum wiederkehrenden Lenze.

Requiescat in pace!

Ruhet, ihr sturmerprobten Herzen, ruhet aus im Sarkophage, in schlummerstiller Erde! Ob der Nordwind sause, ob Krähenruf durch die Ginde schrillt, ob Ströme Thauwassers euch umfluten, ihr ruhet in Gott!

Den Blick unbeweglich auf einen mit Blumenlose bestreuten Erdhügel geheftet stand Edward Gordon, den wir vor beinahe drei Jahren im Gespräch mit Arthur King zu Oxfordhall verließen.

Sein bartloses, durchgeistigtes Gesicht hatte noch immer die Jugendlichkeit des Leonardo'schen Johanneskopfes, wenn schon tiefer Herzensgram seinen Zügen, seiner Haltung unverkennbare Spuren aufgedrückt hatte.

Während langer Wochen hatte er die in Folge eines Sturzes vom Pferde schwerverwundete Flora dem Tode abgerungen, sie dem Leben zu erhalten gehofft.

Umsonst! Seit vierundzwanzig Stunden lag sie versteinert in der Erde Tiefen.

Und Edward allein wußte, daß Flora freiwillig ihr frühes Ende herbeigeführt hatte; sie war ja nicht im Stande gewesen, die friedlich geerbete, einförmige Existenz ferne von Newstead, ferne von George Byron, zu ertragen, trotzdem sie anfangs ihren wiedergefundenen Freunden resignirt, reinig und dankbar begegnete.

Der schöne Schlossherr von Newstead war nach zweijähriger Abwesenheit erfrischt und veredelt aus der Levante heimgekehrt mit den beiden ersten Gefängen des „Gilde Harold“, welche hochaufstrebende Feuerbrände der Begeisterung in England und mit Blüßschnelle in ganz Europa entfachten. „Der düstere Blutgeist“ wurde der heißerjagte Liebling der Aristokratie, der leidenschaftlich bewunderte Poet der literarischen Tribunale, der Abgoit aller Frauen und der jungen Modewelt. Flora sah alle Parteien, ob Whigs, ob Tories, dem dreiundzwanzigjährigen Jüngling zuströmen, sah dessen Gegner in Enthusiasten umgewandelt und vom allgemeinen Lärmel fortgerissen, ja, sie sah Byron sogar — aus der Ferne — als Gast in Oxfordhall hochgefeiert; sie wußte, daß zartgesponnene, unsichtbare, doch unauslöschliche Fäden ihn mit Nancy verknüpften, daß Letztere die „Zanthe“ des Gilde Harold; mochten Andere immerhin behaupten, der originelle Dichter habe sein Lied einem Kinde, der kleinen Lady Charlotte Harleigh gewidmet, mit Fleiß auch hierin vom Herkömmlichen abweichend.

Die „Spuren der alten Flamme“ begannen auf's Neue zu schmerzen. Flora Gordon suchte dem Helden des Tages zu begegnen; es gelang nicht, da Lord Byron, in London wohnend, nur zeitweise nach der Abtei hinauskam. Die Ritter zum Todtenschädel waren bereits Legende geworden.

Edward's felsenfeste, unerschütterliche Treue bot der stets unbefriedigten, rastlosen Cousine keinen Halt, keinen Ersatz für den Verkehr mit den Kindern der Flamme. Flora verzehrte sich in sich selbst, sie fand keine andere Lösung für ihr Schicksal, als den Tod.

Ihre letzte Bitte an Edward hatte gelaute, auf dem Friedhof zu Huchnell nahe der Byron'schen Familiengruft begraben zu werden.

Der junge Pfarrer hatte ihren Wunsch erfüllt.

In der vergangenen bitterkalten Spätherbstnacht sahen ihn die Sterne an dem geliebten Grabe Wache halten; vergeblich hatte der Todtengräber sich bemüht, ihn zu entfernen; Edward hatte sich auf der kühlen, lockern Erde gebettet, thränenlos, stumm, ohne Klage.

Nur dem sanften Zuspruch der Lady Medora Oxford war es gelungen, den Tiefgebeugten, Untröstlichen auf einige Stunden von dem Kirchhofe wegzuführen; statt in sein Wohnhaus war der junge

Seelforger auf's Neue zu seiner begrabenen Liebe zurückgekehrt.

Und wie er nun stand und sann, fühllos gegen den rauhen Novemberwind, wie er zurückdachte an das trennlose, wetterwendische Glück der letzten peinvoll seligen Zeiten, da ging eine ältliche Frau, schwarz gekleidet, an ihm vorüber; sie trug eine Guirlande aus Tannengrün, weißen Rosen und weißen Hyazinthen; ihr folgte ein junger Mann in Trauerlivree, der ein großes, aus Myrtenblüten zusammengesetztes Kreuz im Arme hielt. Die Frau, anscheinend eine herrschaftliche Dienerin, begab sich in das tempelförmige Erbegräbniß, wo seit dem vergangenen Sommer die in Newstead gestorbene Mistress Byron beigesetzt war.

Der junge Mann blieb unterdessen im Freien. Unschlüssig blickte er um sich, als suche er etwas am Erdboden. Zuletzt näherte er sich mit abgezogenem Hute Edward Gordon. „Um Entschuldigung, Sir, dürfte dieß Grab hier Miß Flora Gordon's Ruhestätte sein?“

Edward neigte bejahend das Haupt. Der von südlicher Sonne gebräunte, hochaufgeschossene Bob Aushon dankte und legte das schimmernde Blütenkreuz auf den Erdbügel nieder.

Mistress Marsdon trat aus dem Mausoleum heraus und kniete am Grabe „Kaleb's“ nieder, wobei sie eine pflichtschuldige Thräne zerdrückte. Auch Bob sammelte sich zu einem stillen Gebet, das heißt, er dachte dabei an das gute Glas Grog, das ihn zu Hause erwartete, und daß Kirchhofspromenaden gar nicht nach seinem Gefallen waren.

Mit kurzem Gruße entfernten sich die Haushälterin Lord Byron's und der einstige „Page“, aus dem in der Fremde so wenig wie auf heimischem Gebiete geworden war.

Edward blickte Beiden sinnend nach, daß sie Bewohner von Newstead-Abbey waren, schien ihm nicht zweifelhaft.

„Also von Bedientenhänden läßt der erste Poet seines Zeitalters das Grab der Jugendgeliebten schmücken,“ dachte er mit Bitterkeit. Der langjährige Groll, der eingeschläfert worden war durch das Saitenspiel des jungen Varden, erwachte von Neuem, wie eine Schlange aus winterlicher Erstarrung, in Edward's Brust. Mochte das allgemeine Feldgeschrei lauten: „Man kann dem Dichter des Gilde Harold nicht zürnen,“ — mochten Diejenigen, welche Byron in seiner Satire öffentlich gegeißelt hatte, wie Lord Holland, Mr. Fitzgerald und Andere, ihm versöhnend entgegenkommen, Edward war nicht im Stande, dem Gefeierten zu vergeben, Flora's Lebensglück vernichtet zu haben, ja, er zweifelte an der Vorsehung und göttlichen Gerechtigkeit, den einst verrufenen, übelberücktigten Wildling von Newstead bis an die Sterne erhoben zu sehen.

Schon senkte sich das Zwielicht herab, und von Weitem glänzten hier und da Lichter auf. Der junge Pfarrer kannte fast jedes Haus, jede Hütte im Dorfe Huchnell. Ach, unter all' den Dächern wohnten nur Unglückliche; noch unlängst hatte er zwischen einem zänkischen Ehepaar gestanden, dasselbe zu ermahnen. Die große, unverträgliche Frau Polly lebte mit Ralph, dem kleinen, schwächlichen Gemann, auf

stetem Kriegsfuß; weit und breit kein Winkelchen ohne Harn, ohne Schuldbewußtsein!

Muthlos in jeder Hinsicht wandelte Edward zwischen den Buchsbaumeinfassungen der Gräber hin und her; magnetisch zog es ihn immer und immer zu der einen Stätte zurück, der mannigfachen Amtspflichten entsann er sich nur noch wie im Traume. Flora's Grab mit Marmor kunstvoll zu überwölben, mit einem vergoldeten Gitter und einem reichen Kranze ihrer Lieblingsblumen zu umgeben, darauf allein war er zunächst bedacht.

Raschen Schrittes, einen Trauermantel umgeschlagen, trat Jemand hinter einem Monumente hervor.

Edward wich zurück, wie von einer Natter gestochen; sofort hatte er Lord Byron erkannt, trotzdem dieser viel imposanter, männlicher und schöner als früher erschien.

Nach einem raschen, forschenden Blick rief der frühere Nebenbuhler des Geistlichen:

„Reverend Gordon, o meiden Sie mich nicht wie einen Verpesteten, da wir uns hier — wie schon einmal im Leben — an frischen Gräbern begegnen! Bezwingen Sie Ihren Widerwillen! Angesichts dieser Mauern, welche meine entschlafene Mutter in sich schließen, schwöre ich Ihnen zu, daß alle Ruhmespossaunen meine lauten Selbstanklagen nicht zum Schweigen bringen, daß ich jedes böse Wort bereue, womit ich einst, jung, trotzig, herzensroh, Flora Gordon gekränkt habe!“

Edward lehnte mit abgewendetem Gesicht an einer Trauerurne, er wollte sich durch die zum Herzen gehende Stimme nicht versöhnen lassen. Byron, der Freigeist, der Stifter der satanischen Schule, durfte ihn nicht besiegen.

„Verurtheilen Sie mich nicht, Reverend! Glauben Sie mir, jedwede Schuld habe ich dreifach, zehnfach durch wüthende Seelenpein abbüßen müssen —“

„Sie stehen, Mylord, auf dem Gipfelpunkte des Glücks,“ unterbrach ihn Edward dumpf, „dies stimmt Sie vielleicht versöhnlich, indessen —“

„Nicht in diesem Tone, Mr. Gordon! Auf dem Gipfelpunkte des Glücks, sagen Sie? Wissen Sie denn mit diesem Glück so genau Bescheid? Ich habe die Welt zufällig ein wenig verblüfft durch eine lecke Satire, der ein sentimentales, sehr subjektives Gedicht folgte, ich bin Mode geworden, das heißt: der allgemeinen Vernachlässigung und Gehässigkeit folgte eine Reaktion; man überhäuft mich jetzt mit Visitenkarten und Einladungen, und Prinzessin Charlotte ließ sich ein Exemplar des ‚Ghilde‘ prächtig einbinden und somit hätten wir die ganze Herrlichkeit erschöpft! Und dafür mußte ich Minge in's Meer werfen, wie nie zuvor ein Sterblicher; es ist bei Gott nicht übertrieben, wenn ich wie Macbeth sage: ‚Ich bin gesättigt mit Schrecken, und zwar so, daß

ich ganz unempfindlich geworden bin; scheint es nicht, daß ich in jungen Jahren das größte Leid des Alters erfahren soll? Meine Freunde sterben um mich her, und ich stehe, ein einsamer Baum, da, noch bevor der Herbst kommt!“

Dies war nicht die Sprache eines Komödianten, sondern das volle, ehrliche Bekenntniß eines im Schmerze geläuterten Mannes. Edward mochte wollen oder nicht, er konnte sich der Theilnahme nicht länger verschließen.

„Andere,“ fuhr Lord Byron fort, „können im Schooß ihrer Familie Trost suchen, ich habe keine Erleichterung als meine Gedanken, und diese gestatten keine Aussicht auf jetzt und künftig, da ich die besseren Freunde überlebe. Als ich heimkehrte von meiner Reise, war meine Mutter seit vierundzwanzig Stunden eine Leiche; einen Tag nach ihrem Tode erkrankt mein geliebtester Freund Charles Mathews beim Baden im Cam, dessen Wellen von jeher dem Genius abhold! Freund Wingfield war bereits dem Fieber zu Coimbra im Mai dieses Jahres erlegen, und Eddlestone raffte wenige Wochen später die Schwindsucht dahin; allen diesen Theuren, Unerseßlichen ging Edward Long voran! In der That, mein Herr, ich bin sehr elend; nicht einmal meine Lieblingsthiere bleiben am Leben, sondern verenden unter Zuckungen.“

Edward stand noch immer kämpfend.

„Ich kann von Ihnen, edler junger Mann, keine Liebe verlangen, kann Ihnen meine Freundschaft nicht aufdrängen, — wohl fühle ich dieß! Ach, ein Fluch hängt über den Meinen und erfüllt sich an mir: er heißt Vereinsamung; ich lebe isolirt, ich werde vereinsamt sterben!“

„Nimmermehr!“ rief Edward, seinem zugänglichen, versöhnlichen Temperament zurückgegeben, indem heiße Thränen seinen Augen entströmten.

Beide gaben sich die Hände und standen lange Zeit schweigend neben Flora's Grabe. Dunkelheit brach herein, nur das weiße Blütenkreuz leuchtete noch hell auf dunklem Grunde.

„Ghrwürden,“ ließ eine frische, kräftige Stimme sich vernehmen, „Mistress Grant schickte zum zweiten Male den Wagen!“

Edward's junger Bursche kam mit einer Laterne den breiten Pfad zwischen den Gräbern daher. „Und der Kutscher sagt, es stände schlecht um das junge Fräulein.“

„Armes Kind, beklagenswerthe May!“ seufzte George Byron, sein Antlitz verhüllend, „auch ihr wird man den symbolischen Myrtenkranz auf das Grab legen! — Silen Sie, Mister Gordon, eilen Sie!“

Und sich dem frischen Erdhügel und dem Mausoleum zuwendend rief er wehklagend: „Und wir Lebenden? Wir müssen weiterschwimmen im Zeitenstrom, bis das Schicksal auch uns überwältigt!“

Die tolle Betty.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)



Seine Gattin, die Unstörbare, Unwandelbare, empfing ihn mit aufrichtiger Theilnahme für seinen leidenden Zustand. Sie hatten einander selten geschrieben — was hätten sie sich zu sagen gehabt.

In ruhigem Gleichmaß war ihr die Zeit auf ihrem rheinischen Besitzthum verstrichen. Womit sie sich beschäftigt, fragte er nicht; er wußte es: mit dem ewigen Nichts, einem stillen Versinkensein in der Dede der Gedankenlosigkeit, das doch so gut ihre Zeit ausfüllte. Sie las nicht, sie hatte für nichts Interesse, selbst das Piano, das früher der unentbehrliche Begleiter ihres Gesanges gewesen, war ihr gleichgültig geworden. Es gab kein Notenblatt mehr in ihrer Nähe.

Es war Frühling, als Oppenstein zu ihr kam. Die frische Rheinluft sollte ihn kräftigen, aber „jetzt sind wir wie zwei Mästen in dem tiefen See unserer Langeweile!“ seufzte Oppenstein, wenn er mit ihr an der Balustrade am Stromufer saß und die mächtigen Dampfer vorübersteuern sah.

Indes gerade die Ruhe, die kräftigende Wirkung der Rheinbäder waren es, die ihn wieder auf die Beine brachten. Der Pfarrer der benachbarten Kirche ward sein einziger Umgang und der befestigte in ihm alsbald eine Idee, mit der er seit seiner Rückkehr umging.

Er wollte ein Mädchen adoptiren, denn das Majorat ging nach seinem Tode auf eine dritte Linie über, da sein unglücklicher Bruder, dem inzwischen ein Legat zugesallen, nach mehrjährigem, vergeblichem Aufrufen für verschollen erklärt worden. Einem Mädchen konnte er, der nicht den zehnten Theil seiner Einkünfte verzehrte, ein glänzendes Privatvermögen hinterlassen. Die Erziehung eines Mädchens konnte ihm auch reiche und dankbare Beschäftigung geben. Selbstverständlich mußte es alle die natürlichen Anlagen besitzen, um nach seinen Anforderungen ausbildungsfähig zu sein. Es war eine neue, große, seiner würdige Aufgabe, selbst ein Weib zu erziehen, wie es ihm stets vorgeschwebt. Nur die Erziehung war ja nach seiner Ansicht Schuld an der Verbildung des Weibes, des Menschen überhaupt.

Wer hatte in ihn selbst jenen Zug gelegt, der ihn von der übrigen Männerwelt so isolirte, ihn mit all' seinen geistigen und materiellen Mitteln an deren Neigungen keinen Geschmack finden ließ? Die Klostererziehung, der Frauendienst, der in demselben mit der Himmelskönigin und den weiblichen Heiligen getrieben wurde! Wie viel mußte er in der Klosterdisziplin hören und lesen über sie und zwar in einer

überschwenglichen, an den Mitterdienst grenzenden Weise! Wie oft und lange hatte er im Kloster vor der Maria Magdalena Correggio's gelegen und sich in den Anblick dieser reinigen Sünderin versenkt, aus der Jesus sieben Dämonen vertrieben; wie entzückt hatte er vor den Abbildungen in den religiösen Büchern gefessen und an das reine, himmlische Weib gedacht, zu dem ihm der Ariadnesfaden verloren gegangen!

Diese Idee, nachdem sie mit dem Pfarrer des rheinischen Dorfes fast täglich besprochen worden, vernahm seine Gattin anfangs mit ihrer gewohnten Apathie; dann aber ergriff sie dieselbe plötzlich mit Eifer. Oppenstein sah mit Genugthuung, daß er ein Motiv gefunden, das diese träge, ausgestorbene Natur zu galvanisiren vermochte.

Leonore von Oppenstein war in der That wie aus einem Halbleben erwacht. Sie sprach täglich von diesem Vorhaben; sie theilte nicht einmal ihres Gatten Besorgniß, es werde schwierig sein, den rechten Menschenstoff zu finden; sie begehrte nur ihren vollen, ungeschmälerten Antheil an der Wahl des Kindes, die Entscheidung in derselben sogar, denn nur ein Weib könne sein Geschlecht ganz und recht verstehen.

Oppenstein gab ihr hierin innerlich Recht; er selbst hatte das an sich erfahren, und so befand er sich denn wiederum auf der Suche. Seine Gattin wollte nichts hören von den Kindern der Landbewohner, die der Pfarrer vorschlug; es sei ein zu grober Stoff, meinte sie, und die allensfalls geeigneten gaben die Eltern nicht her.

Sie zog ihn also mit sich in die großen Städte; sie besuchte mit ihm die Waisenhäuser, aber wenn ihm selbst dieses oder jenes Kind gefiel, so fand sie daran auszusetzen, bis Beide beschlossen, einen andern Weg zum Ziele einzuschlagen. Und dieß führt uns erst in unsere eigentliche Geschichte hinein.

Drittes Kapitel.

Auf der obersten Stufe des Kellerhalses saß eines Morgens im Sonnenschein eine kleine braunrothe Dirne, kaum acht Jahre alt. Das Gesicht des Kindes war verstedt unter dem kurz gewellten, dichten Haar von der Farbe der frisch aus ihrer Schale geplagten Kastanie. Ein runder Kindesarm hob sich unter demselben, die Hand fuhr mit dem Kamm durch die in der Sonne glänzenden Strähnen; sie theilte dieselben über beide Schläfen und zwei muthwillige Augen, ein lockes Näschen schauten in den Hof hinein, horchend, und geschreckt wie das Reh im Forst, als höre sie eine Stimme.

Mit der Selbstthätigkeit eines früh auf sich angewiesenen Kindes setzte sie die Arbeit wieder fort; ihr Anblick farbte sich dabei. Die Hände aber ruhten alsbald wieder im Schooß; es schien ihr etwas durch den kleinen Kopf zu gehen, wie sie dasah, nur mit dem dürftigen Nieder und noch dürftigerem kurzem, kaum auf die Kniee gehendem Röckchen bekleidet, die Füße in abgetretenen Pantöffelchen.

Das Kindesgesicht hatte den Marmorglanz der Rothen und roth waren die Wurzeln ihres Haars, das in Licht und Schatten wie Nußbaumfarbe leuchtete. Die eigentliche Farbe des Haares aber war noch unreif, die goldenen Brauen, die langen Wimpern bezeichneten diese für die Zukunft.

Ein anderes Kindergesicht, das eines Knaben, tauchte unter ihr am Fuße der Kellertreppe auf.

„Betty, Du sollst Dich sputen, läßt die Mutter Dir sagen! Um zehn Uhr komme die Herrschaft, um Dich zu sehen. Du weißt doch, Du sollst verkauft werden!“

„Dummer Bub!“ Betty setzte den Kamm wieder in's Haar und zog eine Strähne über die Schulter, um sie zu flechten.

Der Knabe setzte sich auf die unterste Stufe und schobte an einem Stecken.

„Wenn Alles abgemacht ist, sagt die Mutter, so geht sie mit mir nächste Woche nach Amerika, dem Vater nach. Geld bekommen wir ja für Dich.“

Betty antwortete nicht. Sie sann über das, was Jener sprach, und das war ihr nicht neu; nur wie es gesagt wurde, das verletzte sie.

„Glaubst Du, mir läge daran, bei euch zu bleiben?“ rief sie mit zürnendem Blick hinab. „Es sind jedenfalls reiche Leute, und da bekomme ich doch alle Tage Suppe, Braten und Compot wie Die da oben essen!“ — Sie blickte zu der Küche des Vorderhauses hinauf. — „Und ein feines Bett und schöne Kleider bekomme ich doch sicher auch.“

„Ja, wenn sie Dich nur nehmen! Hättest Du noch ganz Dein rothes Haar wie früher, so thäten sie es gewiß nicht.“

„Und ihr ginet dann auch nicht nach Amerika. Ich weiß schon, was ich thue, wenn ich groß bin.“

„So, und was denn?“

„Das brauchst Du doch nicht zu wissen! Reich werden will ich, viel Geld haben. Mir träumt schon jede Nacht davon.“

„So, und wie willst Du denn das machen, Betty?“

„Das weiß ich noch nicht. Aber Dich kümmert es gewiß nicht. Wenn ihr nach Amerika geht, sehen wir uns ja doch nie wieder. Deine Mutter läßt sich das elende Brod, das ich von ihr gegessen, jetzt bezahlen, und damit sind wir fertig.“

Sie heftete die dicken Zöpfe im Nacken auf und erhob sich.

„Meinetwegen sollen sie jetzt kommen, ich bin in fünf Minuten bereit. Ich wollt', sie nähmen mich gleich mit sich, und dann wäret ihr mich los!“

Sie wollte mit schnippischer Miene an dem Knaben vorüber und schlug ihm die Backe, als dieser ihr in kindischer Bosheit beim Vorübersteigen in das Bein kniff. Von ihm verfolgt, rettete sie sich in das Halb-

dunkel des Souterrain. Die Mutter trieb hier Beide von einander und schob das Mädchen in die Kammer.

Auch sie, die sich durch Tagelohn ernährte, seit ihr Mann, ein arbeitsscheuer Schlosser, sie mit dem Knaben und dem gegen eine einmalige Zahlung angenommenen Mädchen im Stich gelassen, sie hatte ihre Sonntagskleider angelegt.

In der Zeitung hatte sie gelesen, daß ein kinderloses Ehepaar ein Mädchen an Kindesstatt zu übernehmen wünsche. Sie hatte ihre Adresse im Zeitungs-bureau abgegeben und darauf einen Brief erhalten, worin stand, man werde heute um zehn Uhr morgens kommen, das Kind anzusehen. Sie hatte für den vornehmen Besuch die armelige Kellerwohnung sauber gemacht, half jetzt selbst dem Kind beim Ankleiden und wartete mit klopfendem Herzen, als es Zehn schlug.

Betty hockte auf dem durchgesehenen Strohsstuhl im dunklen Merinokleidchen, einen weißen Kragen um den Hals. Auch ihr schlug das kleine Herz erwartungsbange. Die Pflegemutter war heute so lieb gegen sie, aber sie wußte warum. Ihr war's recht, wenn sie fortkam, und doch bäumte sich der Trotz in ihr. Verkauft werden sollte sie, damit ärgerte sie der Knabe seit gestern schon. Aber reich werden wollte sie; vielleicht fing ihr Traum schon heute an sich zu erfüllen. Das kleine Mädchen von drüben durfte nicht mit ihr spielen, weil sie armer Leute Kind sei, so hatte ihr dasselbe gesagt, und das kränkte.

„Sie kommen!“ erschreckte sie plötzlich die Stimme der Pflegemutter. „Nimm Dich zusammen! Mach' ein freundliches Gesicht! Und Du in die Kammer, Du brauchst nicht dabei zu stehen!“

Sie nahm den widerspenstigen Knaben, schob ihn in die Kammer und schloß die Thür hinter ihm.

Ein Doppelschatten legte sich über den Kellerhals. Ein vornehmer Paar stand vor demselben; ein hochgewachsener Herr mit noblem Gesicht schaute zaubernd in das Souterrain hinab, während die Dame im Hof umherblickte.

„Wir sind hier recht . . . wegen des Kindes?“ fragte der Erstere die an die Treppe getretene, höflich knixende Frau. „Sind Sie die Frau Mante?“

„Ich bitte, sich nur herabzubemühen, gnädigster Herr! Sie sind allerdings bei armen Leuten, wie Sie vermuthen konnten.“

Jede Berührung mit den Wänden vermeidend, schritt der Herr hinab, die Dame folgte ihm, den Saum des Kleides vor der schmutzigen Diele schützend. Sie wechselten Beide im Hinabsteigen ein paar Worte in französischer Sprache.

„Also dieß ist vermuthlich das Kind?“ fragte der Herr, ein Vinocle auf die Nase legend und Betty betrachtend, die zu der Pflegemutter Erschrecken ein trotziges Mäulchen machte. „Nicht übel!“ wandte er sich, wieder französisch, zu der Dame zurück. „Schon jetzt ein cachet in dem Gesichtchen, das man hier unten nicht suchen möchte! Verspricht etwas! Ein Troßköpfchen! Hübsches Haar, funkelnde Satansaugen, lieblicher Mund, Teint ganz nach Rubens, zierlich und doch kräftig im Ansatz. Wie gefällt sie Dir?“

Betty verstand die Kritik nicht, aber sie empfand

die Musterung. Um das rothe Mündchen legte sich jetzt ein spöttischer Zug. Sie schaute nicht auf und wollte verlegt zurückweichen, als der fremde Herr ihr unter das Kinn griff, um ihr Gesicht aufzurichten.

„Blick' den gnädigen Herrn an, Betty!“ Das Kind gehorchte zögernd und widerwillig.

Die Dame schien inzwischen aufmerksam das Kind zu mustern, warf einen Blick auf die Frau, dann wieder einen andern auf das Kind. Der Gatte ließ ihr Zeit zu kritischer Musterung.

„Gefällt Dir das Kind, so mach's kurz!“ sagte er. „Ich werde dann das Weitere thun. Du weißt, ich habe Dir Alles überlassen müssen.“

Die Dame nickte zustimmend.

„Thue es!“ sagte sie mit halber Stimme, als fühle sie die Verantwortlichkeit, die sie übernommen.

„Also, meine Liebe,“ wandte er sich von dem Kinde ab zu der Frau; „Betty heißt das Mädchen? Der Name thut nichts. Weiter keine Kinder?“

„Doch, ich habe noch einen Knaben und ein Mädchen.“

„Eigen?“

„Betty ist nur mein Adoptivkind.“

„So, so! Und wer sind die Eltern?“ Der Herr schaute die Gattin fragend an. Sie schien kein Hinderniß in diesem Umstand zu finden.

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr! Mein Mann übernahm Betty an Kindesstatt, als sie ein Jahr alt war, gegen eine Zahlung ein für allemal. Die Eltern haben kein Recht mehr und sie sind wohl weit fort, wenn sie noch am Leben. Das Kind ist auf unsern Namen eingeschrieben.“

„So, so! Also bestimmt kein Recht, damit man nicht etwa Unannehmlichkeiten davon habe? Aber so sprich Du doch!“ wandte er sich an die Gattin.

„Ich überlasse ja alles Uebrige Dir!“ Sie ließ sich auf den morschen Strohstuhl nieder, wenn auch mit Widerstreben.

„Ich liebe nicht viel Worte zu machen. Das Weitere müßte allerdings Alles geordnet werden,“ fuhr der Fremde fort. „Ich zahle darnach eine Summe von tausend Thalern an Sie, liebe Frau; damit werden Sie zufrieden sein? Würdest Du gern mit uns gehen?“ fragte er, die Hand des Kindes nehmend.

„Ja!“ Die Stimme des Mädchens klang so hell und entschlossen, als sei es stolz auf den Preis.

„Charakter liegt darin!“ lachte der Herr. „Und Sie entsagen natürlich allen Ansprüchen, werden uns für die Zukunft nicht belästigen?“

„O bewahre, gnädigster Herr! Ich gehe ja mit dem Knaben nach Amerika, zu meinem Mann, der schon dahin vorausgegangen ist. Das ältere Mädchen bleibt hier.“

„Mir scheint, die Leute machen mit dem Mädchen ein gutes Geschäft, sie lassen sich schon zum zweiten Mal dafür bezahlen.“ Er sprach wieder französisch.

„Meinst Du nicht, daß wir uns die Sache noch überlegen, das Kind etwa erst auf Probe nehmen sollen? Wer kann denn wissen, was in fremdem Blute steckt!“

„Nein! Wir nehmen es! Ordne nur Alles!“

„Gut also! Mach' mir nur in Zukunft keine Vorwürfe!“

Die arme Frau athmete erleichtert auf. Sie wollte die Hand der Dame nehmen und sie küssen. Diese wehrte ihr ab und erhob sich mit einem ungeduldigen Blick auf den Gatten.

„Also, meine Liebe, dann wären wir soweit einig!“ Er wandte sich zu der Frau zurück. „Wer wir sind, das brauchen Sie ja nicht zu wissen, da es nicht Ihr eigenes Kind ist. Wir halten uns auch nur vorübergehend hier auf. Es ist auch besser so für die Zukunft. Heute noch meine Frau dafür sorgen, daß die Kleine hübsche Kleider erhält. Morgen um diese Zeit komme ich, Ihnen das Geld zu bringen, und Sie unterschreiben mir zugleich im Namen Ihres abwesenden Mannes eine Erklärung, daß Sie zu Gunsten des Inhabers derselben auf alle von Ihnen früher übernommenen Rechte über das Kind für immer verzichten.“

„Gern, gnädigster Herr!“ Der armen Frau schien das Herz an der Kehle zu sitzen. „Betty, sag' der gnädigen Herrschaft Deinen Dank dafür, daß sie Dich an Kindesstatt annehmen will, und küsse der gnädigen Frau die Hand.“

Mit derselben Entschlossenheit trat das Kind vor und reichte erst dem Herrn das Händchen, dann der Dame. Diese schaute es jetzt lange und mit Freundlichkeit an, erhob sich, nickte flüchtig der armen Frau zu und wandte sich zur Treppe.

„Die Sache hat sich schneller arrangirt als ich erwartete,“ sagte Oppenstein draußen, als Beide die Straße hinausschritten, aufmerksam gefolgt von den Augen der Schlossersfrau, die, von Neugier getrieben, ihnen auf die Straße nachgeschlichen und beobachtete, wie an der Ecke ein Diener den Beiden die Wagenthür öffnete. „Es ist ein eigen Ding mit fremden Kindern, es kann unberechenbare Lasten und Schwierigkeiten geben. Fremdes Blut!“

„Aber Du wünschtest doch selbst . . .“

„Ich wünschte? . . . Freilich, ich sagte Dir oft genug, ich würde dem Himmel dankbar gewesen sein, hätte er mir die Freuden eines Vaters beschieden. Ich sagte Dir auch, daß mir ein Mädchen am liebsten sein würde, das ich mir so ganz nach dem Ideal edler Weiblichkeit erziehen könnte, wie es mir stets vorschwebte, und das ich . . .“ — er ließ den Ton sinken und schwieg, zum Wagen hinausblickend — „das ich in Dir einst vergeblich zu finden gehofft!“ wollte er verstimmt hinzusetzen. „Du weißt, ich bin Idealist, ich kenne das Weib nicht in dem gemeinen, realistischen Sinne, in welchem es leider nur zu allgemein und zum eigenen Verderben seinen Beruf auffaßt. Ich sehe in dem Weibe die urewige Ernährerin und Erzieherin des Menschengeschlechtes, denn was unsere moderne Zeit an sozialen Bedingungen dieser Art herausgebildet, hat mit der ursprünglichen göttlichen Bestimmung nichts gemein.“

Die Gattin senkte leise unter dem Schleier.

„Das sind einmal so Deine fixen Ideen,“ sagte sie zerstreut.

Oppenstein verschluckte den Vorwurf mit saurer Miene. Er hörte ihn nicht zum ersten Mal.

„Ich will Dir sogar beweisen, daß meine Ideen mit unseren gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen ganz in Einklang zu bringen sind. Ich

gestatte dem Weibe die Theilnahme an Allem, was eben ihr zur gesellschaftlichen Pflicht gemacht ist, wenn es die Lebensstellung bedingt, ich habe nichts gegen die volle Lebensfreude des Weibes; Du weißt, ich bin Kavaller und als solcher von den ritterlichsten Gesinnungen für das Frauengeschlecht; ich billige es, wenn dasselbe seine ganze Gewalt über uns anbietet, sie zu verdoppeln sucht durch äußern Prunk und Reiz, aber ich verlange, daß das Weib, wenn es vom Turnier der Schönheit heimkehrt, seiner göttlichen Mission eingedenk bleibe, das heißt, befriedigt in seinen weltlichen Instinkten, am häuslichen Altar eine sinnige Priesterin sei. Nur von dem Weibe hängt es ab, was die Männer sind und sein können; entsagt die Göttin ihrem Thron, so stößt sie auch die ewigen Gesetze um. Du selbst weißt, wie gern ein ganzes Volk, selbst das mächtigste und vorgeschrittteste, sich von einem Weibe regieren läßt, und dieses eine, große Regiment zerfällt doch im Staate nur in Millionen kleinere, die innerhalb der häuslichen Mauern herrschen. Ich will, wie gesagt, die göttliche Mission über das Gemeine herrschen sehen, und wenn ich ein junges Wesen wie dieses, das wir eben sahen, an mich fehle, so geschickt es mit der Absicht, es, so viel an mir ist, zur Erfüllung dieser Mission heranzubilden.“

„Möge Dir das gelingen! Aber Du kennst doch die Welt!“

„Eben weil ich sie kenne, vermesse ich mich, eine solche Aufgabe zu lösen, wenn Du mich darin unterstützst. Aber freilich . . .“ Er schwieg in derselben Ver Stimmung, die Achsel zuckend und andeutend, daß er von ihr so wenig erwarte. „Ich habe nun einmal dieser armen Frau mein Wort gegeben, aufrichtig gesagt, verführt durch den mich eigenthümlich fesselnden Anblick des Kindes. Das Mädchen kann keine Dugendnatur sein; es zeigte in seinen Lumpen etwas Bewußtes, das nur zur richtigen Erkenntniß und zu richtigem Ziel geleitet werden muß. Es wird freilich unerlässlich sein, das Kind zunächst für einige Jahre der Leitung einer bewährten Erzieherin zu übergeben, die ganz meine Prinzipien theilt, um es sozusagen aus dem Nothen herauszuarbeiten. Du sahst Frau von Schölller bei uns; sie hat ein Institut in der Provinz. Du selbst wirst ihr das Kind in meinem Namen überbringen, denn vorläufig ist es noch ein spröder Stoff, den zu bilden Du . . .“ Wieder dasselbe muthlose Zucken der Schulter, dasselbe verstimmte Hinausblicken; und wie um sich für Entbehrtes zu entschädigen, versenkte er sich in seine Pläne.

„Zudem wir das Kind adoptiren,“ sagte er halb für sich, „thun wir, wie wenn wir ein Bäumchen pflanzen, an dem wir erst nach Jahren Freude haben können. Wir müssen es auch aus anderen Rücksichten vorläufig der Frau von Schölller übergeben. Die kleine wird hier schon Verührungen und Bekanntschaften haben, von denen sie für ihre künftige Stellung losgemacht werden muß. Es würde uns peinlich sein, mit diesen belästigt zu werden. Zudem werden wir nicht genöthigt sein, Auskunft zu geben, wenn man uns fragt: woher stammt das Kind? — wer sind seine Eltern? Das Mädchen scheint direkter Herkunft zu sein, oder wie meinst Du?“

Die Gattin, halb zum Wagen hinausblickend, deutete schweigend eine ähnliche Meinung an.

„Später wird das anders sein. Unsere Bekannten mögen wissen, daß wir ein Kind, das meinetwegen Dir oder mir entfernt verwandt, angenommen haben; sie werden sich an den Gedanken gewöhnen, daß wir überhaupt ein Kind haben, und wenn wir es dann aus der Pension zu uns nehmen, werden sie sagen: Ah, das ist also die Tochter! Hab' ich Recht?“

„Gewiß!“

„Ich gestehe, die Vorstellung schmeichelt mir, nach einer zu berechnenden Zeit ein junges, hübsches, vielleicht schönes Geschöpf an meiner Seite zu haben, dessen Denken und Handeln ich leiten, dessen Lektüre ich mit strengster Auswahl bestimmen, dessen Lehrer ich engagiren, dessen Umgangskreis ich überwachen werde, das ich ganz nach meinem Ideal herausbilden, meine Tochter nennen darf. Es liegt ein neues Leben für mich in diesem Gedanken, ich selbst will mit Frau von Schölller Rücksprache nehmen, von der ich überzeugt bin, daß sie das Kind durchaus nach meinen Intentionen vorbereiten wird.“

Das Anhalten des Wagens unterbrach ihn. Derselbe stand vor einem Magazin. Leonore verließ ihn, und er versprach, ihr den Wagen in einer Viertelstunde zurückzuschicken.

In den Fond desselben sinkend, schloß er die Augen.

„Es ist eine Verantwortlichkeit, ein Risiko,“ murmelte er vor sich hin. „Es ist eine selbstwillige Korrektion des uns beschiedenen Daseins, denn wie kann ich wissen und berechnen, welche Absichten die Vorsehung mit der Kinderlosigkeit meiner Ehe hatte! Diese Vorsehung sagt mir: ‚Du sollst keine Kinder haben,‘ und ich erwiedere ihr: ‚Ich will deren!‘ Was von Beiden ist nun zum Guten? Es ist fremdes Blut, das ich in mein Haus nehme, während doch Niemand für sein eigenes zu stehen vermag, ein Skunksei, das ich mir selbst in's Haus trage! Weiber täuschen; ich habe das Beispiel an meiner Frau; auch sie hat nicht gehalten, was sie versprach, selbst ihre göttliche Stimme ver schluckte sie, als sie die Frau . . .“

Der Wagen hielt vor dem Klublokal, in welchem er zu frühstücken gewohnt.

„Für alle Fälle werde ich mich doch mit einer formellen Adoption nicht übereilen! — Uebrigens hab' ich heute genug über die Sache gedacht.“ Er drückte im Hausflur einem ältern Freunde die Hand und stieg die Treppe hinan.

Viertes Kapitel.

Um nicht allzu fern von seinem Schützling zu sein und besonders auf den Wunsch Leonorens schlug Oppenstein seinen Wohnsitz definitiv in Berlin auf, verlebte einige Sommermonde in der Villa der Letzteren am Ufer des Rheins und bezog im Spätherbst ein Winterquartier in Nizza.

Es schien, als sei dieses Kind der Vereinigungspunkt ihrer Sympathieen geworden, obgleich es auch der Gegenstand war, um den sie sich oft genug zankten. Bettina — so hatte die Baronin das Kind

umgetauft — war der Unterhaltungsstoff geworden, wenn Beide sich langweilten oder verstimmt waren, Bettina's Bild stand auf allen Tischen und Stagären, jedes Jahr von Neuem photographirt, in den kostbarsten Rahmen, und er sowohl wie sie konnten stundenlang in ihren Zimmern vor dem Bilde sitzen.

Er namentlich machte es zu einem heimlichen psychologischen Studium; er forschte mit allen Hülfsmitteln der Physiognomik in dem Kindesantlitze und las wie ein Wahrsager in den sich mehr und mehr formirenden Zügen. Er besuchte das Mädchen alljährlich zweimal mit seiner Frau in dem Pensionat und unterhielt sich mit Frau von Schöller stundenlang über ihre Erziehungsmethode. Was diese Dame ihm über ihren Bögling sagte, war immer nur Schönes und Gutes; sie wußte von ganz eigenenthümlichen Charaktereigenschaften desselben zu erzählen, die seinen Erwartungen schmeichelten und ihrer Erziehung Ehre machten, und er gewahrte nicht, daß Frau von Schöller Bettina ihm stets nur in Parade, unter Umständen vorführte, die zu einer Aeußerung ihrer Individualität keine Gelegenheit gaben. Wenn er wieder abreiste, ward Frau von Schöller reich beschenkt, und Oppenstein's Gedanken hatten wieder neuen Stoff, sich mit dem Kinde zu beschäftigen, für das er sparte, von dessen Vorzügen er Jedem erzählte, der es hören wollte.

Nach Verlauf von drei Jahren ward Bettina feierlichst aus der Pension abgeholt. Leonore selbst wollte ihre Erziehung fortsetzen. Sie und Oppenstein twetteiferten in derselben, aber mit einem nothwendig ungünstigen Resultat, denn die Lehren, die sie dem Kinde gab, nannte er spießbürgerlich und hausbacken; er arbeitete ihnen entgegen und prägte dem Mädchen gerade ganz Anderes ein.

Bettina, deren Gesicht wirklich viel versprach, hatte im Wachsthum noch wenig Fortschritte gemacht; Leonore suchte diese durch Fleisch- und Mehlspeisen, durch Malzextrakt und Eisentropfen zu fördern und schleppte sie in die Milchkur. Oppenstein behauptete, so stopfe man Straburger Gänse, aber nicht ein Kind, das seiner Familie angehören, ihr Ehre machen solle. Er zog ein halbes Duzend Lehrer und Lehrerinnen in's Haus, um das Mädchen durch Unterricht zu erdrücken und zu verwirren; sie engagirte eine Gouvernante und verabschiedete die Lehrer. Er seinerseits zahlte der Gouvernante ihre Jahresgage und schickte sie fort, weil sie eine Ignorantin sei.

Frau von Schöller kam zur rechten Zeit zum Besuche, um sich zu beklagen, daß man das Kind mit allen seinen schönen Anlagen total verderbe, und Oppenstein, der all' die Zeit einen heillosen Neger durch die verkehrte Erziehung seiner Frau gehabt, hörte bereitwillig ihren Vorschlag an, ihr das Mädchen wieder zurückzugeben.

Schon um Leonore für ihre Unfähigkeit zu strafen, sollte das geschehen. Wenn das die Freude war, die er sich durch Annahme eines fremden Kindes bereitet, so sollte Bettina draußen bleiben so lange, bis seine Frau nichts mehr an ihr zu verderben im Stande war.

Oppenstein's Wille drang durch. Bettina reiste

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 22.

mit leichtem Herzen, froh, dieser Zerrerei zu entkommen; Leonore weinte, aber sie fügte sich als Dulderin.

„Ist es ein Wunder, wenn wir nach einem richtig erzogenen Mädchen suchen!“ rief Oppenstein, als Bettina fort, einsehend, daß er durch diese Maßregel nur sich selbst gestraft. „Kein Weib versteht mehr, ein Kind zu erziehen! Verschrobenheit, Mangel an Erkenntniß der Individualität, äußerliche Salondressur, Gouvernantenweiseheit, die selber nichts gelernt, damit will man ein Weib heranbilden, das seiner Aufgabe bewußt! Und was ist jetzt aus meinen schönen Plänen und Hoffnungen geworden! Ich bin verdammt, wieder allein zu sein, wenn ich es nicht täglich mit ansehen will, daß man mir dieses Mädchen vermodelt!“

Oppenstein, wenn er das Zimmer Bettina's betrat, das jetzt verödet, hätte weinen mögen. Alles erinnerte hier an das Mädchen, das er so lieb gewonnen. Was hatte er Alles für Bettina hier zusammengetragen! Bücher, Musikalien, Handarbeiten, hunderterlei kleine Säckelchen, die dem Kinde Freude machen mußten, aber alle mit Rücksicht auf die sittsamste Erziehung gewählt.

Seine Wohnung erschien ihm eine Wüstenei, er wollte eine andere. Er verreise mit Leonore und fand auch unterwegs keine Ruhe. Er zankte mit ihr; sie nahm die ungerechtesten Vorwürfe schweigend hin, und das ärgerte ihn wiederum. Er wollte das Mädchen wieder haben und doch wieder nicht.

Jahre vergingen wie vordem. Frau von Schöller schrieb von Bettina's glänzenden Fortschritten und musterhafter Führung; sie erhielt Geschenke über Geschenke und warnte deshalb immer wieder, das Mädchen zu früh ihrer bewährten Leitung zu entziehen.

Als Oppenstein endlich doch die Zeit gekommen schien und er sich bereitete, sein Kind zu holen, machte ihm das Schicksal wieder einen Strich durch seine Rechnung. Er erkrankte schwer und hütete lange das Bett; dann drang der Arzt darauf, er müsse für längere Zeit ein warmes Klima aufsuchen und sich der äußersten Ruhe hingeben. Und so blieb die Bettina wiederum der Frau von Schöller überlassen. Es war, als sollte sie nicht in das Oppenstein'sche Haus.

Underthalb Jahre zwang ihn sein Zustand in Malaga, später in Madeira zu bleiben; dann endlich gestatteten ihm die Aerzte, getrieben von Sehnsucht, mit Leonore heimzukehren, um wenigstens sein Kind zu holen und mit diesem noch den Winter in Nizza zu verweilen, ehe er sich ganz dem nordischen Klima wieder vertrauen durfte.

Ein Moment hoher Weihe war es für ihn, als er sein Kind in die Arme schloß, ein kräftig gewachsenes und doch von hoher Armuth geschmücktes Mädchen, das in seinem äußeren Erscheinen all' seinen hochgespannten Erwartungen entsprach und ihn mit Vaterstolz erfüllte. Er drückte sogar zum ersten Mal seit lange seine Gattin an sich, als schulde er ihr Dank für dieses Kind, und ermüdete das Mädchen durch sein Anschauen.

„Es ist Blut in dieser Natur!“ sagte er sich,

immer wieder auf sie blickend, als sie zum ersten Male, ihm ganz zurückgegeben, bei der Mutter saß. Diese makellos hohe, schmieglame und doch in ihren Konturen so ausgesprochene Gestalt, diese vornehme Haltung, dieses üppige, goldbraune Haar, die edle Stirn, dieses Aufschlagen der geheimnißvoll dunklen, demantfunkelnden Augen, der schelmisch moquante Zug um ihre Mundwinkel, das, genau betrachtet, leicht gestufte Näschen, die vollen, rothen Lippen, zwei kleine, auf der linken Schläfe und Wange sich abzeichnende Leberfleckchen und endlich das nicht un schön, aber kräftig modellirte, von Willenskraft zeugende Kinn — Alles gab ihm einzeln zu denken, zu urtheilen. Schließlich kam er aber immer wieder zu der Ueberzeugung: es steckt etwas Ungewöhnliches in diesem Mädchen, ein seltener Stoff in olympischer, göttlicher Form, denn diese ähnelt der Juno; an mir wird es sein, diese junge Seele zur Vollkommenheit zu führen.

Frau von Schöllers Erziehungs-system schien sich auch in der That bewährt zu haben. Bettina zeigte ihren Pflegeeltern das bescheidenste, sitzsamste Wesen; sie lächelte so verbindlich, nahm alle Liebe mit so kindlichem Dank an und ihr Organ namentlich, etwas tief und volltönig, gab ihren Worten einen gewissen Zauber; aber die Absicht, zu gefallen, eine aufmerksame Selbstüberwachung leitete ihr Thun und Neben, und auch darin sah Oppenstein die Hand der Frau von Schöllers.

Bettina nahm es freudig hin, als er ihr am ersten Abend schon sagte, sie solle die Welt sehen, er führe sie nach Italien; man werde erst zum Frühjahr zurückkehren. Als er, wie schon früher bei seinen Besuchen im Pensionat, beim Thee, den sie freilich noch etwas luntisch servirte, wieder die Frage that, ob sie sich denn gar nicht ihrer ersten Lebensjahre entsinnen könne, warf ihm Leonore einen verweisenden Blick zu. Sie hatte das schon früher indelikat gefunden; Bettina hatte ja schon einmal geantwortet, daß ihr jede Erinnerung fehle. Warum das Mädchen an seine Geburt erinnern!

Oppenstein schwieg; er hätte viel gegeben für auch nur den geringsten Anhalt. Er tröstete sich mit der Hoffnung, irgend ein Zufall werde das interessante Geheimniß lösen, denn daß Bettina mit all' diesen äußeren Vorzügen, die nur die Geburt geben konnte, von gewöhnlicher Herkunft, erschien ihm undenkbar. „Es ist Rasse in ihr,“ sagte er sich, „und das ist die Hauptsache, denn ein Holzapfel wird bekanntlich selbst im Paradiese keine Ananas.“

Bettina that auch auf der Reise Alles, was sie Denen zuliebe thun konnte, die sie fortan als ihre Eltern betrachten sollte, aber sie lernte sehr schnell auch die Schwächen derselben erkennen, namentlich die der Pflegemutter, die das Mädchen nicht anders, als mit Thränen in den Augen anblicken konnte. Sie horchte mit scheinbarer Andacht auf die ihr großentheils unverständlichen Lehrräse des Barons, auf seine Gedanken über den Beruf des Weibes, und hatte Beide, noch ehe die Alpen hinter ihnen lagen, so für sich gewonnen, daß sie nur mit ihren Augen sahen, nur auf ihre Wünsche lauschten.

In Nizza sah er mit Stolz schon beim ersten

Spaziergang auf der Promenade des Anglais die Aufmerksamkeit, welche die Tochter erregte — aber auch mit Besorgniß. Indeß Frau von Schöllers Erziehungsmethode bewährte sich; Bettina schien nicht zu gewahren, nicht zu verstehen, was um sie vorging. Mit der ahnungslosesten Miene begegnete sie den Blicken der jungen Kavaliere. Ihre Pflegemutter preßte sie nach diesem ersten Spaziergang, überwältigt von ihren Gefühlen, an das Herz und blickte dann stolz und zuversichtlich auf ihren Gatten. Worte hatte sie nicht, denn diese fehlten ihr ganz bei solchen Gelegenheiten. Sie wollte ihm sagen: „Siehst Du, dieses Kind war damals meine Wahl! Mir verdankst Du dieses Kleinod!“

Und so sprach zu ihm stumm, aber berechtigt ihr Blick, wenn Bettina am Piano ein Talent entwickelte, das ihr die Natur in erstauulichem Grade verliehen, das die schwierigsten Aufgaben löste, ohne daß sie demselben je besonderen Fleiß gewidmet. Oppenstein lauschte ihr, in sich versunken, bewundernd, wenn sie die schwierigsten Kompositionen vom Blatt spielte, wenn sie aus sich selbst und oft in muthwilligster Weise zu bekannten Motiven ihre Phantasieen hinzufügte; ja auch von Leonorens Lippen klang es wie ein leises Echo aus alten Zeiten, wenn sie summend eine Arie begleitete, die sie in ihrer Künstlerzeit studirt.

Talent und Schönheit, in diesem Wesen vereint, erschienen Oppenstein wie eine ganz wunderbare irdische Offenbarung, eine heilige Cäcilie. Er sah und hörte sich satt an dem seltenen Mädchen und in eigenhümlichem Ideenflug sah er sich, wenn er darnach sein Zimmer aufgesucht, wieder zurückgetragen in das stille Kloster, wie er, während Bruder Lorenz das Harmonium spielte, stundenlang vor dem Bilde der Himmelskönigin und der Maria Magdalena saß oder im Garten unter den Almen lag. „Das reine, das göttliche Weib, es ist, es existirt! Ich war blind, der ich an seiner Existenz verzweifelte! Nur die falsche Erziehung raubt es uns!“ dachte er.

Eines Abends, als Bettina schon die Ruhe gesucht, hatte er mit Leonore eine lange Unterredung.

„Ach, sprich doch nicht so viel unnöthige Worte!“ rief sie. „Unsere Bettina ist ein Engel, an dem nicht gemodelt werden darf! Siehst Du denn nicht, wie ihre Stirn durch den hellgoldigen Glanz der Haarwurzeln wie von einer Strahlenkrone umgeben ist?“

„Um, die hattest Du auch einst, als ich Dich kennen lernte! Wache Du mit mir über sie. Die Schönheit ist ein verhängnißvolles Geschenk der Vor-sehung!“

„Nun, für ein Kloster soll sie doch nicht erzogen sein mit diesem Talent und diesem Neukern! Du sprichst, als könne sie jeden Augenblick in einen tiefen Abgrund fallen!“

„Du mißverstehst mich immer! Sie soll ein Muster der Weiblichkeit inmitten dieser Welt sein! Dazu will ich sie erziehen!“

„Und woher willst Du dann später das Muster eines Chemanns für sie nehmen? Hältst Du die Männer etwa für so vollkommen?“ Frau von Oppenstein wagte, seit Bettina bei ihr, zuweilen dem Gatten

zu widersprechen; sie wiederholte sogar mit Nachdruck gern, daß ihr die Leitung des Mädchens gebühre.

Einige Wochen später, als mancherlei gesellschaftliche Berührungen ihm wieder Veranlassung gaben, mit seiner Gattin Leitung nicht einverstanden zu sein, antwortete sie ihm sogar:

„Du bist unansprechlich! Wir leben doch einmal in dieser Welt und unter sündigen Menschen! Ein weibliches Geschöpf, wie Du es modeln willst, würdest Du selbst im Himmel nicht finden! Würden wir denn Menschen heißen, wenn wir nicht mit menschlichen Schwächen behaftet wären?“

Aber Oppenstein selbst war ja nicht im Stande, Bettina zu zürnen, als er zu bemerken glaubte, daß seine Gattin größeren Einfluß auf sie zu gewinnen drohe. Es entstand ein förmlicher Wettstreit Beider um das Mädchen, der des letzteren Klugheit schließlich zwang, sich heimlich auf Seite dessen zu halten, der ihr die meisten Vortheile bot, und das war der reiche Majoratsherr. Die Baronin war natürlich untröstlich, wenn sie sich einmal vernachlässigt glauben mußte.

„Was willst Du eigentlich!“ rief er dann. „Welche Rechte hast Du mehr auf sie? Du weißt, daß ich mir die Adoption des Mädchens in rechtlicher Form vorbehalten habe, daß es von mir abhängt, sie mit einer kleinen Summe abzufinden oder sie zur Erbin meines ganzen Privatvermögens zu machen.“

„Also das ist Deine Liebe für unser Kind! Damit suchst Du Bettina auf Deine Seite zu ziehen! Sie ist achtzehn Jahre alt, und Du gönnt ihr nicht die Lebensfreude! Was hat denn ein junges Mädchen, wenn es heirathet? Kinder und Sorgen! Also quäle die Aermste nicht mit dieser Hofmeisterei. Selbst in's Theater soll sie nicht einmal!“

„Kein Wort mehr, ich bitte!“ Oppenstein brach gebietend dieses Thema ab. Er ward jedesmal nervös, wenn sie es wagte, wieder darauf zurückzukommen, glaubte aber schließlich zu bemerken, daß sie jede Gelegenheit suchte, um sich heimlich mit Bettina zu unterhalten.

Desto eifriger blieb er in seinem Bemühen, auf Bettina's Denken und Handeln zu wirken; auch er zog sie näher an sich; sie mußte seine Briefe schreiben, ihm vorlesen. Nie sah sie einen unwilligen Blick von ihm; er liebte sie, und Cavalier wie er war, blieb sein Einfluß auf das Mädchen doch der überwiegende, zum Kummer der Baronin, die sie bei ihm stundenlang aushalten und ihn Gefahr laufen sah, von ihr ganz beherrscht zu werden.

Endlich im Neujahr hielt Oppenstein es doch für gerathen, seine Pflögetochter in die Gesellschaft einzuführen. An seiner und der Gattin Seite besuchte sie das Theater, die Konzerte, die Soirées, und Alles ging gut. Bettina schien in der That seinen Ansprüchen zu genügen; sie war das Muster der Decenz, der Bescheidenheit, sie unterhielt sich, wenn auch nicht mit Geist, doch mit Klugheit; ihr Benehmen war so abgerundet und sicher, daß sie selbst ihre Heiterkeit zu zügeln verstand, namentlich wenn Oppenstein's mahrender Blick sie traf. Sie machte Sensation in der Gesellschaft, und die kleinen Spötteleien derselben, Oppenstein bilde sie zur

Heiligen aus, hafteten nicht an ihr; sie kannte bei aller Selbstüberwachung keine Prüderie.

Ihr Pflögevater ward jetzt unerschöpflich, durch Geschenke und Aufmerksamkeiten ihr zu lohnen. „Du verwöhnt sie!“ warnte seine Frau; „aber —“

„Einem guten Herzen ist jeder Unbitt fremd!“ war seine Meinung. „Du siehst, wie sich dieses Herz unter guter Leitung veredelt und alle meine Bedenken hinsichtlich des Einflusses ihrer Geburt zerstreut. Sie ist mildthätig, gibt mit vollen Händen, und ich muß sie in den Stand setzen, Gutes zu üben; sie begehrt nichts, als was wir ihr bereiten, sie bezaubert Alles durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens und alle unlauteren Gedanken, wie sie unsere Jugend so früh vergiften, sind ihr fern.“

Frau von Oppenstein fügte sich. Sie durfte nicht sprechen; sie wurde nicht gefragt, und Bettina verstand es, die Eifersucht der Beiden um ihre Person durch Klugheit zu versöhnen. Inzwischen nahte die Saison ihrem Ende. Die Südwinde begannen schon die Wintergäste über die Alpen zurückzuschicken; auch Oppenstein dachte an die Heimkehr in seine Wohnung, die er im vergangenen Herbst nur flüchtig gesehen.

Während seiner Abschiedsbesuche verlor er acht Tage lang sein Pflegekind aus den Augen; er sah es nur Abends, wenn er es in die letzten Konzerte der Saison führte, wonach er sich noch in den Klub begab. Er selbst veranstaltete noch eine letzte Soirée, die er durch das Spiel eines von ihm protegirten jungen Künstlers, dessen Stern eben aufging, verherrlichte.

„Bettina ist seit kurzem so unruhig, so anders; hast Du ihr etwas gethan?“ fragte die Baronin. „Sie weinte schon darüber, daß sie hier fort solle, es sei so schön hier; wenn Du kamst, schwieg sie natürlich. Dann seit gestern reisen wir ihr plötzlich wieder nicht schnell genug von hier fort... Ich verstehe das Mädchen nicht; es ist nichts aus ihr herauszubringen.“

Oppenstein hörte nicht darauf; in seinen Augen war nach all' den Streitigkeiten um Bettina's Willen seine Frau der personifizierte Unverstand. Als man einige Tage darauf Nizza verließ, sah er in Bettina dieselbe, die er gewohnt, nur mehr erregt, indeß schob er das auf Rechnung der neuen Verhältnisse, die ihrer daheim, in der großen, schönen Wohnung des Westendquartiers warteten, von der ihr die Baronin so oft erzählt.

Ihretwegen hatte er noch am Abend vor der Abreise seinen ganzen Plan geändert. Bettina wünschte durchaus München zu sehen, von dem er selbst ihr viel gesprochen; ihretwegen mußte dort Halt gemacht werden. Oppenstein aber ward schon am Tage nach der Ankunft in der herrschenden rauhen Witterung genöthigt, das Bett zu hüten.

Er beklagte sich hier, daß Bettina ihn so vernachlässige. Sie kam wohl, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, aber sie hielt nicht aus an seinem Lager. Sie sei einer Pensionsfreundin hier begegnet, sagte sie, und die beanspruche sie.

„Oppenstein, Du hörst zwar gar nicht mehr auf mich, aber ich darf es Dir nicht verhehlen, daß wir strenger gegen Bettina werden müssen,“ gestand

ihm seine Frau nach acht Tagen seiner Krankheit, seinem Lehnstuhl gegenüber sitzend. „Du hast mir das Kind ganz verwöhnt; das ist nicht die richtige Art, ein Mädchen von solchem Temperament zu erziehen! Du weißt, wie lieb ich sie habe!“ Die Thränen stiegen ihr in die Augen.

Oppenstein, noch sehr ermattet, blickte sie groß, erstaunt an.

„Wärsst Du mir nur gefolgt!“ fuhr sie fort. „Eine Tochter zu einer braven Hausfrau zu erziehen ist nach meiner Ansicht die Hauptsache, aber Du kannst einmal von Deinen himmlischen Hofmeistereien nicht lassen, mit denen Du das Mädchen ganz konfus gemacht hast. Zu was brauchste nur ein Wesen wie dieß, so groß und stark, so lange in der Pension zu bleiben, anstatt sie unter unsere eigene Aufsicht zu nehmen? Diese ganze Frau von Schöller hatte es nur mit dem Munde; das habe ich lange durchschaut; aber Du wolltest nichts hören. Jetzt ist meine Meinung; Bettina muß heirathen so bald wie möglich, und ich werde glücklich sein und Du auch, wenn wir ein paar Enkelchen auf dem Schooß haben. Alles Uebrige ist dummes Zeug!“

Mitleidig die Nase zuckend, dann aber in steigendem Unwillen hatte Oppenstein sie angehört. Nur sein Blick verbot ihr, in dem Sinne weiter zu reden. Sie aber war einmal im Zuge.

„Ich habe längst im Stillen darüber gedacht und wüßte schon den besten Mann für sie; auch Du kennst und schäzest ihn . . .“

„Niemanden kenne und schäze ich zu dem Zweck!“ rief er heftig. „Schone mich! Ich will kein Wort mehr! Ich will sie selber sprechen! Unsinn ist Alles, was Du sagtest!“

Die Baronin erhob sich erzürnt.

„Bettina fragte vorhin, ob wir denn nicht bald weiter reisten. Gestern verlangte sie noch das Gegentheil. So ist sie jetzt!“ Sie rief ihm das in der Thür noch zu und verschwand, als sie seine empörte Miene sah.

„Wenn sie in dem Ton redet, wird sie mir ganz unausstehlich!“ brummte der Baron. „Das Mädchen vernachlässigt mich jetzt in der That auffallend.“ Er schellte und verlangte Bettina zu sehen.

Sie sei vor wenigen Minuten in einem Fiaker ausgefahren, meldete man ihm.

„Keine Aufsicht, wenn ich fehle! Es soll anders werden!“

Eine Stunde später kniete Bettina vor ihm und versöhnte ihn mit dem zärtlichsten Lächeln. Sie schien sehr erregt, war aber pünktlich seiner Ordre gefolgt.

„Deine Pflegemutter ist unzufrieden mit Dir!“ Er strich mit der Hand über das glänzende Haar, während sie die versüßerischen Augen zu ihm aufgeschlagen. „Du weißt, sie ist etwas . . . beschränkt in ihren Ansichten, aber sie meint es gut mit Dir. Du verlangst fort von hier?“ Er war nicht im Stande, ihr einen weiteren Vorwurf zu sagen, sie war so schön heute, ihre Augen strahlten ein so zauberndes Leben.

„Ja! Auch Dir sagt ja der Aufenthalt hier nicht zu; ich bereue es, daß ich die Veranlassung gewesen!“ bat sie gehorsam ab.

„Morgen also! Das Wetter bessert sich . . . Gib nur Ordre, daß Alles bereit gemacht werde!“

„Sogleich!“ Bettina küßte ihm die Hand und sprang eilig hinaus. Er senkte die Stirn in großer Verstimmung.

„Die Symptome verrathen allerdings, daß etwas in ihr vorgeht . . . Aber eine Herzensneigung? . . . Unmöglich! Es ist ihr Niemand nahe gekommen, und was ich so sorgfältig und unermüßlich in sie gepflanzt, ist unfehlbar ein Palladium gegen jede frivole . . . Ihre Augen waren auch so klar, sie hatten nichts zu verkehlen. Aber weiß ich denn, was in einem Geschöpf wie diesem vorgehen kann? . . . Mir ist, als wandle mich eine Art Eifersucht gegen Denjenigen an, der es wagen könnte, mir dieses seltene Mädchen zu entreißen, mit dessen seelischer Ausbildung ich ja noch nicht fertig; als gönnte ich es Niemanden, durch ihren Besitz die Resultate meiner Bemühungen einzuheimen . . . In zwei, in drei Jahren meinethwegen! Da werde ich mich entschließen müssen, sie von mir zu geben, aber nur nach meiner Wahl, unter meinen Garantien . . . Es ist thöricht, darüber zu denken! Nur in dem Kopf meiner Frau konnte so etwas entstehen!“

Sein persönliches Wohlsein den Wünschen des Mädchens opfernd, reiste Oppenstein am nächsten Tage. Bettina war in heiterster Stimmung, aber auch diese gab der Baronin Anlaß zu heimlicher Beobachtung. Das Mädchen zeigte auch beim Eintreffen in der mit fürstlichem Aufwand ausgestatteten Wohnung keinerlei Neugier oder Interesse, selbst nicht für die Gemächer, die ihr bestimmt wurden. Bettina war Alles recht, sie nahm es hin ohne Befriedigung. Nur nach einer Richtung zeigte sie großen Eifer, in dem Streben, ihren Pflegevater mehr als je zu bestechen und ihn vergessen zu machen, daß er Grund zur Unzufriedenheit mit ihr gehabt.

Die Baronin schüttelte heimlich den Kopf, wenn sie sah, wie bemüht das Mädchen war, ihm seine Wünsche abzulauschen, wie geduldig und hingebend sie wieder seinen dozirenden Worten lauschte, mit welchem Scheineifer sie die Bücher las, die er ihr besonders empfahl. Und jetzt ward sie wieder eifersüchtig; auch sie wagte kein mahnendes Wort mehr; die Thränen kamen ihr in die Augen, wenn sie sich vernachlässigt glaubte. Nur: „Bettina, bin ich Dir denn nichts mehr?“ fragte sie wohl zärtlich und lächelte glücklich, wenn diese sie küßte.

Bei alledem aber stieg heimlich ihr Mißtrauen, daß es mit dem Herzen des Mädchens nicht richtig sein könne. Sie errieth aus mancherlei Symptomen, aber begriff nicht, wo sich die Gelegenheit geboten hätte.

„Sie ist klug, nicht aufrichtig!“ seufzte sie. „Aber auch das ist Oppenstein's Schuld! Wir hätten sie früher an uns fesseln sollen, so hätte ich ihr eine ältere Freundin werden können, wie es eine Mutter sein soll . . . Und jetzt mußte so früh schon das Unglück geschehen . . . Gott schütze sie!“

Fünftes Kapitel.

Eine Treppe höher in demselben Hause des Westend, dessen Hof und kleiner Garten auf eine

der Thiergartenstraßen hinausging, wohnte seit Jahren Moriz Goldmann, ein reicher Geschäftsmann. Er kaufte namentlich in Polen ganze Waldungen, trieb sein Holzgeschäft nach allen Richtungen und war eine der leitenden Persönlichkeiten dieser Branche. Er war jetzt ein Mann von fünfundsiebzehn Jahren, robust, mit flaschengrünen Augen, breitem, wohlgenährtem, geröthetem Antlitz, dunkelblondem Haar und Vollbart und sinnlichen, starken Lippen. Sein Gesicht war ganz das eines Geschäftsmannes; keine Muskel, kein Nerv störte je die absolute Ruhe desselben oder versuchte es, einen seltsamen Vorgang in ihm zu verrathen.

Seine Gattin Gabriele war mit sechsundsiebzehn Jahren noch eine schöne Frau geblieben. Die Geburt ihrer drei Kinder hatte dem Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt keinen Schaden gethan. Ihr Teint war noch frisch; sie trug gern das dunkelbraune Haar tief über die Stirn gelegt, unter der ein Paar greller brauner Augen hervorschauten; um ihre Taille konnte sie ein Mädchen beneiden.

Und diese schöne Frau, wollte man wissen, wurde seit Kurzem auffallend von ihrem Gatten vernachlässigt. Er, der sonst seine Reisenden hinausgeschickt, war jetzt selbst häufig und lange unterwegs. Sein Geschäft habe sich so sehr ausgedehnt, meinten die Einen; es sei im Gegentheil zusammengeschrumpft, denn er vernachlässige es draußen und lebe sehr ausschweifend, behaupteten die Anderen.

Wie dem sein mochte, Moriz Goldmann, der sich nie selbst um die Erziehung seiner Kinder bekümmert, nur reichliche Mittel für dieselben hergab, kümmerte sich jetzt noch weniger darum. Die lebenslustige Frau konnte sich nicht entschließen, um des stets abwesenden Gatten willen der Gesellschaft zu entsagen; sie besuchte dieselbe ohne ihn. Jedesmal aber, wenn sie in der ausgeschnittenen Salonrobe mit Blumen im Haar und den Fächer in den mit weißen Handschuhen bekleideten Händen aus ihrem Toilettenzimmer trat, fragte seit einiger Zeit ihre Tochter Lola, sie bewundernd, aber schmolend:

„Mama, warum nimmst Du mich denn nicht endlich mit; ich bin ja doch schon konfirmirt?“

„Im nächsten Winter! Du wirst noch genug tanzen können!“ war dann immer die Antwort. „Es taugt nichts, ein Mädchen zu früh einzuführen. Deine Schulfreundinnen sind auch noch nicht mitgenommen.“

Darüber ging der Winter hin. Aber sie selbst hatte während dieser anstrengenden Saison allmählig die frühere Lust an dem ermüdenden Gesellschaftswesen verloren. Sie konnte keine Einladung erwiedern, denn wenn Goldmann zurückgekehrt, sprach er sogleich wieder von einer neuen Reise.

„Glücklich ist meine Ehe eigentlich nie gewesen,“ seufzte Frau Gabriele, als sie in schon vorgeordnetem Frühjahr nach einer letzten Soirée Morgens im Peignoir vor ihrem Spiegel saß. „Glückliche Ehen, wie sie in den Romanen geschildert werden, existiren eben nur auf dem Papier. Ich war auch als Mädchen vernünftiger als die Anderen, die stets nur einen Mann nehmen wollten, den sie wirklich lieben könnten. Ich würde froh sein, wäre es nur

so geblieben, wie es all' die Jahre war; aber immer und immer allein sein mit den Kindern, die mir über den Kopf wachsen! Lola hat schon die Ideen einer großen Dame, sie probirt heimlich meine Roben an, wenn sie sicher ist, nicht überrascht zu werden, und hat für den Privatunterricht, dessen sie noch so sehr bedarf, keinen Sinn mehr. Egon, der so lange ein Muster von Fleiß gewesen, treibt sich jetzt als Sekundaner mit seinen Kameraden umher; wie soll ich arme Frau ihn beaufsichtigen! Er gehorcht mir nicht mehr. Ich will heute mit Goldmann sprechen; er ist in der Nacht unerwartet zurückgekehrt und soll sehr ungehalten gewesen sein, mich nicht zu finden. Aber etwas Zerstreuung muß ich doch auch mir gönnen; das Leben ist ja, genau betrachtet, ohnehin so traurig, und wenn man auch keine materiellen Sorgen hat, es lastet doch immer genug auf uns. Ich werde Moriz mit großen Anforderungen belästigen müssen, denn Heilburg, sein Bankier, erklärte, keine Ordre zur Zahlung mehr zu haben, ich wußte nicht, wohin ihm schreiben, und so ist neben vielem Anderem auch die Miethediefmal noch unberichtigt geblieben, was mir so peinlich ist.“

Mit trägen, noch von entbehrem Nachtschlummer abgesehenen Sinnen erwartete sie die Jungfer, um ihre Toilette zu machen.

„Spüte Dich, ich habe einige Kommissionen in der Stadt!“ rief sie der Eintretenden zu, die sich sofort an's Werk begab.

„Herr Goldmann läßt sagen, er erwarte die gnädige Frau im kleinen Frühstückszimmer,“ meldete ihr die Jungfer.

Frau Gabriele nahm das schweigend hin. Als die Toilette beendet, schritt sie in halbdunklem Frühlingsspromenadkleid durch die Zimmer. Sie fand den Gatten, der eben seinen Thee genossen. Er saß, die Zeitung in der Hand, am Fenster und schaute mit stumpfem, mechanischem Kopfnicken von dem Blatt zu ihr auf.

„Guten Morgen, Gabriele!“ sagte er, ohne sich zu erheben. Diese fühlte sich seltsam berührt durch den ungewohnten Ton seiner Stimme. Beide waren an den Austausch von Herzlichkeiten nie gewöhnt gewesen, aber er war so fremd und kalt nach langer Abwesenheit. „Ich bin länger fortgeblieben als meine Absicht war.“

„Ja!“ Ihr Auge ruhte heimlich fragend auf ihm. Er sah so gesund und kräftig aus, aber sie meinte, er sei nicht so ruhig wie sonst.

„So wirst Du mir einige Minuten schenken. Ich werde nämlich leider wieder fort müssen und wohl auf längere Zeit.“

Gabriele schwieg. Seine Stimme klang merkbar bewegt, aber seine Miene war die alte, wie sie ihn jetzt fragend anschaute.

„Ich hatte große Unannehmlichkeiten im Geschäft,“ fuhr er fort, sich erhebend und auf eine Stagerie stützend. „Gestern traf mich unterwegs die Nachricht, daß meine beiden Geschäftsfreunde Tompson und Beda in London, mit denen ich seit zehn Jahren arbeite, falliren und meine Tratten auf sie nicht honoriren werden. Ich weiß nicht, wie ich dabei gerade stehen soll, und muß nach London, um zu retten was möglich.“

Gabriele traten Thränen in die Augen, die einen Schleier über dieselben zogen; ihre Hand legte sich stützend auf die Lehne eines Stuhls.

„Ist es so schlimm?“ fragten ihre bleichen Lippen.

„Ich fürchte, ja! Womit löse ich meine Wechsel ein? Zwei derselben sind schon in einigen Tagen fällig. Bei Heilburg finde ich keine Hilfe, denn er kennt meine Beziehung zu diesen Häusern.“

„Und . . . was . . . soll dann werden aus uns, wenn . . .“ Sie schwankte auf dem Sessel und stützte die Stirn in das Taschentuch.

Goldmann zuckte die Achsel.

„Es ist nicht um uns . . . unsere Kinder! . . . Und auch mein Vermögen . . .“ Sie blickte zitternd in sein Gesicht. Die Frage stieg aus verzweifelndem und doch noch hoffendem Herzen auf.

Goldmann hatte keine Antwort. Er kreuzte die Arme und schaute zum Fenster hinaus.

„Wenn ich nichts rette, bleibt mir nur übrig, in London gleich eine Stelle zu suchen.“

Gabriele erschauerte in sich; ihre und ihrer Kinder ganze trostlose Zukunft lag vor ihren Augen. Der kalte, gefühllose Ton, mit dem er das Alles sprach, durchheiste ihre Glieder. Sie allein mit den Kindern und er sprach nicht einmal, von was sie leben sollten!

„Du begreifst, daß mir die Sohlen hier brennen,“ fuhr er, nach der Uhr sehend, fort. „Ich hätte schon den Frühzug nehmen sollen und blieb nur, um Dich zu unterrichten. Das Fallissement ist hoffentlich noch nicht erklärt; vielleicht kann es sich bei meiner Ankunft um eine Stunde handeln.“ Er schritt unruhig auf und ab. „Ich habe den Tag hindurch in der Stadt zu thun, einige Inkasso, um wenigstens euch das Nothwendigste zurück zu lassen. Mein Gepäck ließ ich schon von einem Bahnhof zum andern schaffen; ich hoffe, es bleibt mir so viel Zeit, euch noch einmal zu sehen. Sollte es nicht sein können, so habt Muth, bis die Katastrophe vorüber und ich zurückkehren kann, um wieder von vorn anzufangen. Du siehst, ich blicke der Gefahr mit Ruhe in's Auge, obgleich auch mich gestern der Schlag betäubt hat. Ich will doch zu Heilburg gehen, und wenn er schon gehört, ihn bitten, noch vierundzwanzig Stunden zu schweigen, um — zu was soll ich's Dir verhehlen — meinen Kredit noch auszunützen.“

Gabriele, über den Frühstückstisch gebeugt, die Stirn in der Hand, horchte plötzlich erschreckt auf.

„Moriz, was willst Du thun?“ rief sie, die Kaufmannstochter. „Willst Du zu dem Unglück auch noch die Schande auf uns laden?“ Sie erhob sich schnell, bebend am ganzen Körper, die Hände faltend. „Du würdest nicht zurückkehren dürfen, Du willst uns hier der Schande überlassen; ich errathe, was Du vorhast! — Gestehe es!“ rief sie, ihm näher tretend, aber leiser. „Das Fallissement ist schon erklärt! Du weißt bereits, daß Du ruiniert bist, und willst einen Kredit benützen, auf den Du keinen Anspruch mehr hast! Man wird Dich einen Betrüger nennen, Du kennst die Folgen, die Dich und uns treffen werden!“

Goldmann's Antlitz verlor seine Ruhe nicht; er lächelte, fuhr sich aber nervös durch den Vollbart.

„Sei unbesorgt, mein Kind! Uebrigens würde ich ja kaum mehr im Stande sein, das Vertrauen Anderer um den zwanzigsten Theil von Dem zu täuschen, um was ich in meinem Vertrauen gebracht worden. Die Geschäftswelt ist einmal Tausch und — leider so oft Täuschung. Es ist hart, auch die andere Wange noch hinhalten zu sollen, wenn uns die eine geschlagen worden . . . Aber ich habe Gile, Kind! Jedenfalls seht ihr mich heute noch!“

Er reichte ihr die Hand. Gabriele ergriff dieselbe und hielt sie mit fieberhaftem, heißem Druck in der ihrigen.

„Moriz!“ bat sie, auch die andere Hand noch auf die seinige legend, „ist Dein Herz voll Bitterkeit, weil langjährige Geschäftsfreunde Dein Vertrauen mit unserm Aller Unglück lohnten, so entziehe mir dasselbe wenigstens nicht. Sag' mir die Wahrheit, — ihre Stimme brach sich in sie überwältigendem Schmerz, — „ich kann, ich will sie ertragen! Sind wir verloren, Du siehst mich bereit, mit Dir jedes Loos zu tragen, und sei es das schlimmste! Denk' an unsere Kinder, die noch das ganze Leben vor sich haben, ein Leben, das wir ihnen zu ebnen verpflichtet sind! Ich will ja nichts begehren, aber sie erwarten von uns noch Alles . . . Laß uns nicht im Stich, Moriz! Ich sehe es Dir an, Du bist nicht ganz aufrichtig, warst es nicht seit . . . Laß mich nicht nach Worten suchen, die ich in meiner Angst nicht finde!“ bat sie heißer und drängender. „Du willst nicht sprechen; Du wendest Dich ab! O, hätte ich ahnen können, ich hätte die Kinder heute von der Schule zurückgehalten, um mich mit ihnen Dir zu Füßen zu werfen!“

Sie wollte, sich an seinen Arm klammernd, vor ihm niederstürzen; seine kräftige Hand verhinderte sie.

„Laß das Alles! Ich muß meinen Kopf zusammen halten!“ sprach er mit kalter, abweisender Stimme. „Ich rette heute noch, was eben zu retten ist!“

Gabriele's Hände waren herabgesunken. Was er sprach und wie er das sprach, machte sie erstarren. Die Thränen rannen über ihre Wangen.

„Moriz!“ flehte sie, ihm die Arme nachstreckend, als er sich von ihr wandte, „so beschwöre ich Dich um Eins nur noch: nimm uns mit Dir, oder gelobe mir, uns zu schreiben, wo wir Dich finden können!“

Sie sah ihn nicht; ihre Augen waren geblendet. Sie fühlte nur noch seine Nähe.

„Ueberlaß das Alles den Umständen! Ich komme noch, ehe ich reise und dann sprechen wir!“

Gabriele stand allein. Regungslos vernahm sie, wie seine Tritte draußen verhallten. Sie sank auf die Kniee und barg das Antlitz in den Händen. Goldmann war in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt, in welchem er bei seiner Rückkehr Gut und Stock auf den Tisch gelegt. Niemand durfte dasselbe betreten, wenn er zu Hause war; sicher also vor der Gattin, stand er hier einen Moment und presste die Hand vor die Stirn, als überlege er. In seinem sonst so regungslosen Gesicht spielten die Nerven, seine Augen hafteten unruhig sinnend am Boden, seine Füße, obgleich von Unruhe gedrängt, stemmten sich zögernd gegen denselben.

„Bah!“ Er warf den Kopf auf. „Sie glaubt natürlich, was ich ihr gesagt, und dabei mag's bleiben, bis . . . Der Junge wird eine Stelle in einem Geschäft finden und das Mädchen . . .“

Er wollte nicht daran denken, griff nach Hut und Stock auf dem Tisch und warf noch einen hastigen, zerfahrenen Blick im Zimmer umher wie Einer, dem der Boden unter den Füßen brennt, einen Blick, der über Alles hinweg schweifste und nichts erfaßte, am wenigsten, was in seiner nächsten Nähe.

„Du hast Alles?“ Auf der Schwelle stehend, fuhr er zur Brusttasche. Beruhigt drückte er den Hut tiefer über die Stirn und schritt hinaus über den Korridor.

Gabriele, als sie ihn die Thür des letzteren hinter sich schließen hörte, erhob das Antlitz mit von Thränen gefeuchteten Augen. Sie lauschte, dann trat sie an's Fenster. Sie sah, wie er sich auf dem benachbarten Platz in eine Droschke warf, und ohne einen Blick zurückzuwerfen, davon fuhr.

Ihr war's, als versinke Alles um sie her, als neigten sich die Häuser drüben, als weiche der Boden unter ihren Füßen.

„Morig!“ schrie sie auf, die Arme nach ihm ausstreckend. Als aber der Wagen verschwand, klammerte sie sich an das Fensterbrett. Sie wollte aufschreien, die Stimme versagte ihr. Sie schwankte in's Zimmer zurück. „Mir sagt's eine Ahnung, er kommt nicht, um uns, um den Kindern Adieu zu sagen! Er läßt uns herzlos zurück ohne Mittel, ohne . . . Mein Gott, mein Gott, was wird aus uns, wenn es ihm nicht gelingt! Und er hatte keine Hoffnung mehr, ich sah's ihm an . . . Allein mit den Kindern und hilflos!“

Die Verzweiflung warf sie wieder auf den Sessel; vor sich hinbrütend mit im Schooß gefalteten Händen saß sie da.

Ein Geräusch im Korridor erschreckte sie. Er war es nicht. Aber Niemand durfte sie sehen. Sie flüchtete in das Arbeitszimmer des Vaters, das ihr Fuß selbst in seiner Abwesenheit gewissenhaft gemieden, weil er dieß so geboten. Er war ja nicht mehr da . . .

„Es ist Lola! Was soll ich dem Kinde sagen, wenn sie nach ihrem Vater fragt!“ Unruhig stand sie da. Ihr Blick fiel auf die ihr wohlbekannte kleine Reisetasche Goldmann's, die dieser über die Schulter zu hängen gewohnt, wenn er verreiste. Er hatte sie vergessen.

„O, er wird dennoch wieder kommen! Er muß ja! Er pflegt seine Korrespondenz darin mit sich zu tragen.“

Ein Gefühl des Trostes zog in ihr Herz. Mit der Pietät, die sie als Kaufmannstochter für Alles hegte, was ihres Vaters Geschäfte betraf, ruhte ihr Auge auf dem kleinen Gegenstand. Sie in der Ecke niederlassend, bis das Mädchen sein Zimmer gesucht haben werde, versank sie in ihre trüben Gedanken.

Und wenn er heute noch einmal wieder käme, was änderte das an ihrer Lage? Er hatte ihr jede

nähere Auskunft über die feintige Vorenthaltung, und doch schien's ihr jetzt unmöglich, daß er seine ganze Existenz jenem Londoner Hause anvertraut.

Wieder eine Stimme draußen im Korridor. Es war der Sohn, der aus der Schule kam und in der Küche nach dem Vater fragte.

Nach dem Vater! Wie oft sie nach ihm noch fragen mochten!

Gabriele erhob sich, sie schaute trostlos umher in diesem Gemach, das fortab veröden sollte. Die Zeit war lange dahin, wo sie ihn noch an jenem Arbeitstische zu sehen gewohnt. Ihr Blick fiel wieder auf die Reisetasche. Das Schlüsselchen steckte in derselben. Unbewußt schritt sie in der Richtung, hielt aber verzagt inne.

Der Gedanke, in seine Geschäftsgeheimnisse zu bringen, war ihr stets fremd gewesen; sie schrak auch heute davor zurück; aber das angstvolle Bedürfnis, zu erfahren, wie das Alles so schnell hatte kommen können, die Ueberzeugung, sie habe ein Recht zu wissen, was auch ihr Vermögen verschlungen, trieb sie vorwärts.

Mit zitternder Hand, furchtlos lauschend, hob sie die Tasche von dem Stuhl, fiebernd, mit klopfenden Pulsen zog sie den Inhalt hervor, schloß die Thür, warf die Papiere auf den Tisch und öffnete hastig eins nach dem andern.

Fremd und zum Theil unbegreiflich war ihr Alles, aber starrer, fast gläsern hasteten ihre Augen auf dem Papier, bis eins derselben in ihrer Hand so heftig erzitterte, daß die Linien der Schrift sich dem Auge verwißchten. Ihre Hand sank, die andere suchte eine Stütze vor sich auf dem Tischrand. Ihre Zähne schlugen auf einander, keinen Laut gestattend.

So stand sie sekundenlang. Dann von einem Fiebersehauer gerüttelt, mit versagenden Knien, fuhr sie mit den Händen über das vor ihr Liegende, raffte es zusammen, that es in die Tasche zurück und an der Wand, an der Thür entlang tappend, hängte sie dieselbe an ihren Platz. Und weiter, die Hand auf der Tapete, schleppte sie sich in den Hintergrund des Gemachs, öffnete leise die zu des Vaters Schlafzimmer führende Thür und sank lautlos, das Antlitz verhöllend, auf das seit Monden nicht berührte Bett.

Erst ein heftiges Pochen an der von ihr geschlossenen Thür des Arbeitszimmers weckte sie aus ihrer Betäubung.

„Der Papa soll schon wieder verreist sein, aber zum Teufel, wo steckt denn die Mama?“ hörte sie des Sohnes ungeduldige, herrische Stimme.

Sie erzitterte auch unter dieser. Sie war ja seit Kurzem durch ihre Schwäche die Sklavin ihrer Kinder, wenn sie daheim, ein Gegenstand ihrer Kritik, wenn sie draußen. Der Tochter Ansprüche vermochte sie wohl in ihre Grenzen zu weisen, nicht aber die des Sohnes, dem eines Vaters kräftiger Wille fehlte.

Mit gefalteten Händen und blutendem Herzen lag sie, bis es wieder still ward.

„Ich darf mich den Kindern jetzt nicht zeigen!“ flüsterte sie wie vernichtet. „Gott behüte sie vor der Schmach, und dennoch wird sie nicht abzuwenden sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Mosaik.

Zur Geschichte einer Krankheit. Die „Hamb. Nachr.“ widmen ein geschichtlich gehaltenes Referat dem hundertjährigen Jubiläum, welches der „Schnupfen“ in Europa feiern könnte. Nach einem sehr strengen Winter kam 1782 ein Frühling, der an Veränderlichkeit das Mögliche leistete, und mit ihm aus Rußland eine Krankheit, die bis dahin im übrigen civilisirten Europa nicht bekannt war und die man daher die „Moderkraukheit“ nannte. Dieselbe begann mit einem Nigeln in der Nase, die Schleimhäute des Gesichtsvorwärtiges begannen rebellisch zu werden, worauf sich, wie die Chroniken schreiben, „dummer Kopfschmerz“ (heute sagt man „dumpfer“ Kopfschmerz), Ziehen und Mattigkeit in den Beinen u. einstellten Zustände, die seit jener Zeit jedem Gebildeten bekannt und geläufig sind. Ueber Schweden und Dänemark nahm die Epidemie ihren Weg nach Deutschland, wo sie namentlich in Berlin, Leipzig und Frankfurt a. M. schrecklich wüthete. In letzterer Stadt erkrankte fast die ganze Garnison an der Moderkraukheit, welche unter allen Ständen mit gleicher Grausamkeit grassirte, den hohen Adel und das Militär ganz wie den Plebs behandelte und selbst die Nasen der höchsten Personen nicht verschonte. So überfiel sie unter Anderen den Kurfürsten von Sachsen, während er in der Kirche in Dresden weilte, mit solcher Heftigkeit, daß er, um das Gotteshaus nicht durch vehementes Niesen und Schreuzen zu entweihen, dasselbe schleunigst sammt Gefolge verlassen mußte. Im April beiläufig hielt die Moderkraukheit, wie das „W. Extrabl.“ konstatiert, ihren Einzug in Wien, woselbst ihr ebenfalls mehr als die Hälfte der sonst so gesunden Nasen der Bevölkerung zum Opfer fiel. Fast sämtliche Mitglieder des Burg- (damals National-) Theaters bekamen den Schnupfen, so daß das Theater volle acht Tage geschlossen bleiben mußte. In Böhmen hauste die neue Krankheit ebenfalls, und zwar unter dem Bauernstande so allgemein, daß der Feldbau, weil alle Arbeiten eingestellt, darunter zu leiden begann. Mit dem heran nahenden Sommer endlich erlosch die Epidemie auch in Wien. Der Schnupfen aber ist seither bei uns ansäßig geblieben und überfällt alljährlich zu gewissen Zeiten seine Leute.

Eine Korrektur. Ludwig Tieck schrieb eine Novelle für die „Urania“. Diese geht direkt in die Druckerei. Da meldet ihm Brockhaus, er habe zu seinem größten Schrecken wahrgenommen, wie die unter dem Namen Eugenie eingeführte Dame in den letzten Bogen von ihrem Liebhaber konsequent Emilie genannt werde. Aber Tieck blieb ruhig, er ließ nur den Geliebten bei passender Gelegenheit sagen: „Theure Eugenie, die ich auch zuweilen Emilie zu nennen pflege, Du bist mir unter beiden Namen gleich werth.“ So zu lesen in einem alten Jahrgang der Urania.

Monolog eines Trinkers. Ein sonderbares Thier, das Kameel. Es kann sieben Tage arbeiten, ohne zu trinken. Bei mir ist's gerade umgekehrt. Ich könnte sieben Tage trinken, ohne zu arbeiten.

Der Kampf um die Peitsche. Von Edwin Booth, dem genialen Künstler, der sich bei seinem vorjährigen Gastspiel in Deutschland im Sturme die Gunst des Publikums eroberte, erzählen amerikanische Blätter folgende lustige Geschichte. Derselbe spielte einmal in Boston den Petrus in der „Bezähmten Widerspenstigen“. Sein „Räthchen“ war zwar eine sehr große und starke Person, aber sie machte ihm dennoch den Sieg über ihre physische Kraft gar zu leicht. Nach der Vorstellung sagte Booth zu der Schauspielerin: „Legen Sie doch morgen Abend mehr Kraft in ihren Widerstand, liebe Kollegin. Halten Sie die Peitsche nur so fest als möglich, ich werde sie Ihnen schon entreißen.“ Am nächsten Abend hatte Booth seinen guten Rath

zu bereuen. Räthchen hielt ihre Peitsche mit eiserner Faust umklammert, so daß es dem etwas schwächlichen Künstler nicht möglich war, ihr das Züchtigungsmittel zu entreißen. Schließlich gerieth das Publikum über das vergebliche Ziehen und Zerrn in Heiterkeit, und so mußte der große Booth eine veritable Niederlage erleben, die erste und gewiß auch die einzige auf den Brettern, die die Welt bedeuten.

Ein zartfühlender Gläubiger. Esaias Leguér, der Sänger der „Frühjohsage“, war als Mensch eine der zartfühlendsten und rücksichtsvollsten Naturen. Als junger Student ging er einmal mit einem Kommilitonen in den Anlagen der Universität Lunds spazieren. Pöglisch sah er seinen Freund heftig am Arm und zog ihn unter allen Zeichen der Verlegenheit in einen Seitenweg. „Was gibt es denn?“ fragte Leguér verwundert. — „Sahst Du nicht den Doktor G. kommen?“ — „Nun ja, aber was für einen Grund hast Du, ihm auszuweichen? Bist Du ihm etwa Geld schuldig?“ — „Wo denkst Du hin. Im Gegentheil, ich habe ihm eine kleine Summe vorgeschossen, die er mir noch nicht zurück-erstattet konnte, und da dachte ich, mein Anblick könnte ihm vielleicht peinlich sein.“

Schwarze Engel. Das kleine Lieschen (auf ein paar Sichelnetten in ihrem Wilderbuche deutend): „Sieh' mal die schwarzen Engelchen, Mama. Kommen denn die Mohnreinker auch in den Himmel?“

Die zehn Gebote für den Körper. 1. Liebe Wasser und Seife über Alles und habe dich mit Vergnügen. 2. Erziehe deinen Körper wie ein Kind, über welches du Rechenschaft zu geben hast, gewöhne ihm alle Unarten ab. 3. Beachte das kleinste Uebel. 4. Ernähre dich durch gesunde, einfache Speisen und wärze die Mahlzeiten so viel du kannst durch Geist und Amnuth. 5. Bringe dem Schlaf ein Dankopfer und behandle ihn nicht nach Laune. 6. Entziehe dich möglichst dem Anblick des Gemeinen und Widerwärtigen. 7. Mache dir täglich Bewegung zur Pflicht. 8. Wilde jeden deiner Sinne einzeln aus und genieße mit allen zusammen. 9. Benütze die vier Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde im Dienste deines Körpers. 10. Erhalte seine Schönheit, denn er ist der Vorhof zum Allerheiligsten!

Doktor und Mime. In einer Gesellschaft äußerte Jemand, der Doktor sei der Arzt des Körpers, der Spaulpieler der Arzt der Seele. „Und noch in einer andern Beziehung gleichen sie einander,“ meinte ein Spakvogel, „Beide lieben es, gerufen zu werden.“

Die Macht des Gesanges. Musikenthusiast (zu seinem Freunde): Deine Frau singt? — Ehemann: Allerdings, und ich bin immer sehr froh, wenn sie es thut. — Musikenthusiast: Sehr begreiflich. Die Musik ist eine göttliche Kunst, und Shakespeare hat Recht, wenn er sagt, daß der Mensch, der keine Musik in seiner Seele hat, zu allem Schändlichen fähig sei. — Ehemann (trocken): Ja, weißt Du, es ist weniger der Kunst halber, aber wenn meine Frau singt, dann kann sie — nicht sprechen.

Auch ein Zweck. „Wozu ist der Mund, Fräulein?“ — „Zum Essen, Mama.“ — „Und die Augen?“ — „Zum Sehen.“ — „Und die Nase?“ — (Nach langem Besinnen): „Um die Fingerringe hineinzustecken.“

Entweder — oder. Alte Dame, den statistischen Missionsbericht lesend: Ein einziger Missionär auf zehntausend Kannibalen. Entsetzlich! — Backfisch: Entweder die Kannibalen haben sehr schlechten Appetit oder ihre Missionäre sind fürchtbar dick, nicht wahr, Mamachen?